

Gottfried Locher, Faith Whittlesey, Maja Hoffmann

Nummer 22 – 31. Mai 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN

**Männer, die
fünfmal heiraten**
Patricia Riekel über
Gerhard Schröders Ehen



Falscher Heiliger

Whistleblower Adam Quadroni führte in der Bündner Bau-Affäre alle hinters Licht. *Von Philipp Gut*

Weltverbesserer Glencore

Des Rohstoffhändlers grossartige Arbeit in Afrika.
Eine Reportage von Alex Baur

Schweden, von den Wikingern bis heute

Kleine Mentalitätsgeschichte aus dem Norden. *Von Katerina Janouch*



Wiederholungsreise – nach dem Grosse Erfolg der letzten Jahre - mit Bischofberger-Reiseleitung

16 Tage bereits ab
3780 CHF
pro Person

CHINA – aufregendes Reich der Mitte

Knallbunt breitet China auf dieser Rundreise seinen grossen Fächer für Sie aus und präsentiert schillernde Superlative, chinesische Kultur und Geschichte im Kompaktformat. Entdecken Sie die Highlights Chinas, wie die faszinierenden Metropolen Peking und Shanghai, die berühmte Terrakotta Armee in Xian, die Flussfahrt auf dem Yangtse Fluss und erleben Sie die Pandabären in Chengdu hautnah.

Höhepunkte der Reise:

Verbotene Stadt in Peking – Besuch des Sommerpalastes – Platz des Himmlischen Friedens – Himmelstempel – eindrückliche Terrakotta Armee – Pandabären-Aufzuchtstation – 3-tägige Yangtse-Flussfahrt – aufregendes Shanghai

Inbegriffene Leistungen: • Linienflüge direkt Zürich-Peking und Shanghai-Zürich mit Swiss und Inlandflüge Xian-Chengdu/Yichang-Hangzhou in Economy Cass • sämtliche Flughafentaxen (Stand Mai 2018) • 11 Übernachtungen in guten Mittelklasshotels • 3 Übernachtungen auf dem Kreuzfahrtschiff "MS Century Legend" • Mahlzeiten, Besichtigungen und Transfers gemäss Detailprogramm • durchgehende deutschsprachige lokale Reiseleitung • erfahrene Bischofberger-Reiseleitung • Reiseführer • Kundengeldabsicherung
Zuschläge: • Einzelzimmerzuschlag CHF 980.- • Visum CHF 100.- • Auftragspauschale/Reisegarantie CHF 50.-



Reisedaten + Sofortpreise bei Buchung bis 22.06.18

Nr.	von/bis	Sofortpreis	Normalpreis
1*	07.09.-22.09.18	4100	4250
2*	12.10.-27.10.18	3780	3930

* Diese Reisen finden in Begleitung einer Schweizer Reiseleitung (ab/bis Zürich) statt.

Alle Preise pro Person in CHF bei Doppelbelegung. Mindestteilnehmerzahl: 10 Personen. Änderungen vorbehalten.

12 Tage bereits ab
4970 CHF
pro Person

JAPAN – Land der aufgehenden Sonne

Erleben Sie Japan zwischen Tradition und Moderne und lernen Sie ein Land voller Kontraste kennen. Lassen Sie sich von den Naturschönheiten, aber auch von den Millionenstädten Osaka, Kyoto und Tokyo beeindrucken und geniessen Sie dabei sorgfältig ausgesuchte landestypische Köstlichkeiten.

Höhepunkte der Reise:

Hiroshima – Insel Miyajima mit Itsukushima Schrein – Fahrten mit Hochgeschwindigkeitszug Shinkansen – Kyoto – traditionelle Küche – beeindruckende Landschaften – Übernachtung in einem Ryokan – Tokyo – Nikko

Inbegriffene Leistungen: • Linienflüge Zürich-Frankfurt-Osaka mit Lufthansa und Tokyo-Zürich mit Swiss • sämtliche Flughafentaxen (Stand Mai 2018) • 10 Übernachtungen in guten Mittelklass-/Erstklasshotels • Mahlzeiten, Besichtigungen und Transfers gemäss Detailprogramm • durchgehende deutschsprachige lokale Reiseleitung • Reiseführer • Kundengeldabsicherung
Zuschläge: • Einzelzimmerzuschlag CHF 1'050.- Auftragspauschale/Reisegarantie CHF 50.-



Reisedaten + Sofortpreise bei Buchung bis 22.06.18

Nr.	von/bis	Sofortpreis	Normalpreis
1*	07.09.-18.09.18	5070	5220
2	29.10.-09.11.18	4970	5120

* Diese Reise findet in Begleitung einer Schweizer Reiseleitung (ab/bis Zürich) statt.

Alle Preise pro Person in CHF bei Doppelbelegung. Mindestteilnehmerzahl: 10 Personen. Änderungen vorbehalten.



Es vergeht kaum eine Woche, in der nicht irgendein Blatt oder ein TV-Kanal über angebliche Missetaten des Zuger Rohstoffriesen Glencore berichtet: Steuertricks, Umweltvergiftung, Korruption und Ausbeutung in der Dritten



Grosse Glencore-Recherche: Alex Baur in Sambia.

Welt. Die Skandalmeldungen, die sich bei genauem Hinschauen oft als Teil von NGO-Kampagnen erweisen, haben vor allem eines gemein: Sie sind für das Schweizer Publikum nicht überprüfbar. «Wo Rauch ist», werden sich viele sagen, «da ist auch Feuer.» *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur wollte es genauer wissen. Auf eigene Faust reiste er nach Sambia, zu den Mopani-Kupferminen, die seit Jahren in der Kritik stehen. Eröffnet hatte den Reigen vor vier Jahren das Schweizer Fernsehen mit einem Bericht über angeblich tödliche Schadstoffemissionen. Was unser Kollege vor Ort sah und hörte, stand in einem krassen Widerspruch zu fast allem, was hierzulande über Mopani verbreitet worden war wurde. Glencore, so sein Fazit, hat mehr zu einer positiven Entwicklung in Afrika beigetragen als alle Hilfswerke zusammen – nicht obwohl, sondern gerade weil das soziale Engagement der Firma durchaus eigennützig ist. Eigentlich, meint Baur, hätte der CEO von Glencore, der gebürtige Südafrikaner Ivan Glasenberg, ein Monument neben Nelson Mandela verdient. **Seite 36**

Zum ersten Mal in Arles war Jürg Altwegg noch vor der Matur mit einem Schulkollegen, sie übernachteten im Zelt. Als Kulturkorrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* unterhielt er viele Kontakte zu Persönlich-

keiten in Arles. Der Schriftsteller Michel Tourner bot ihm seine Ferienwohnung an. Anlässlich eines Porträts schwärmte der Modemacher Christian Lacroix von seiner Heimatstadt. Nun ist Altwegg wieder nach Arles gereist: Er berichtet über die erstaunliche Präsenz von Schweizern in der einstigen Provinzhauptstadt des Römischen Reiches. **Seite 50**

Seit März stellt unsere in Berlin lebende Kollegin Dagmar Just wöchentlich eine ausserordentliche Frau aus der Weltgeschichte vor. Sie begann mit der Figur der Helena aus der griechischen Mythologie, porträtierte Pop-Ikone Madonna ebenso wie die Jungfrau von Orleans, Modekönigin Coco Chanel wie auch Hitlers liebste Filmemacherin, Leni Riefenstahl. Jedes Mal schaffte sie es, auch wenig bekannte Seiten derselben auszuleuchten. Diese Woche geht die zwölfteilige Serie fulminant zu Ende. In ihrer letzten Folge stellt Just die US-Intellektuelle Susan Sontag der Schauspielerin Birgitte Bardot gegenüber: «Die eine provozierte mit ihren Kurven, die andere mit ihrem Geist.» **Seite 64**

In eigener Sache: Am Freitag, 8. Juni, um 18.15 Uhr hält *Weltwoche*-Verleger Roger Köppel im Hörsaal 1 der Uni Luzern auf Einladung unseres Kolumnisten Peter Ruch ein Referat zum Thema «Wahrheit in den Medien». Wieweit ist Wahrheit realisierbar angesichts der Tatsache, dass sich bei jeder Berichterstattung Überzeugungen, Erzählungen und Informationen vermischen? Die Teilnahme mit Apéro riche kostet 30 Franken. Anmeldungen bis 4. Juni an info@gekiwo.ch.

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Julia Dunlop (*Weltwoche daily*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler, Corina Mühle (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Julia Dunlop (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



BREITLING

1884



AIR

LAND

SEA

NAVITIMER 8



NAVITIMER 8 B01 CHRONOGRAPH 43

MANUFACTURE CALIBER B01
CHRONOMETER-CERTIFIED

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • ZERMATT
ZURICH

Demokratie am Ende

Italien ist eine Monarchie, aber die Schweiz ist nicht viel besser. Von Roger Köppel

Italien ist ein grossartiges Land mit einem riesigen Schatz an Kultur und Tradition. Die Substanz ist gewaltig, viel grösser als in Frankreich oder anderswo. Die Leute haben eine bewundernswerte Gleichgültigkeit gegenüber ihrem politischen Betrieb. Man gewinnt den Eindruck, dass es für sie keine Rolle spielt, wer oder ob jemand in Rom regiert. Irgendwie scheinen die Italiener gelernt zu haben, mit ihrem dysfunktionalen Staat zu leben, ihn zu ertragen. Als ich seinerzeit einen Mailänder fragte, warum immer wieder Berlusconi gewählt werde, der Mann sei doch ein Gauner, antwortete der Mailänder lachend: «Natürlich ist er ein Gauner, aber bei ihm wissen wir wenigstens, dass er einer ist.» Der Satz leuchtete unmittelbar ein. Es braucht mehr ehrliche Gauner in der Politik.

Womit wir bei den aktuellen Ereignissen wären, ohne zu wissen, ob wir es beim gegenwärtigen Personal mit ehrlichen oder unehrlichen Gaunern zu tun haben. Wie man lesen konnte, hat Staatspräsident Sergio Mattarella die Ministerliste der populistischen Koalition aus Lega und der Fünf-Sterne-Bewegung zurückgewiesen. Ihm passte der Vorschlag nicht, den 81-jährigen Euro-Kritiker und angeblichen Deutschland-Hasser Paolo Savona als Chef des Finanzministeriums zu installieren. Dieses Veto war Mattarellas verfassungsmässiges Recht. Der Staatspräsident hat in Italien faktisch die Macht eines Monarchen, der demokratische Entscheide nach eigenem Gusto korrigieren und aushebeln kann. Offenbar wurde diese Vorrichtung vor Jahrzehnten eingebaut, um die nach dem Zweiten Weltkrieg aufstrebenden, aus Moskau ferngesteuerten Kommunisten in Schach zu halten.

Italien ist eine bürgerliche Monarchie. Die letzten Tage beweisen es. Obschon das Volk an den Urnen jenen Parteien eine Mehrheit verschafft hat, die gegen die EU und gegen die illegale Migration sind, wird es diesen Parteien nicht erlaubt, eine Regierung zu bilden. Natürlich wissen wir nicht, ob es Lega-Chef Matteo Salvini mit seinem sturen Festhalten an Savona bewusst auf eine Provokation, auf eine Konfrontation mit dem Präsidenten ankommen liess mit dem Ziel, die Regierungsbildung platzen zu lassen und Neuwahlen zu erzwingen. Aber das ist auch nicht so wichtig. Mattarella begründete sein Veto mit der Behauptung, eine Berufung Savonas hätte die

Märkte, also die EU, verunsichert und damit die Ersparnisse der Italiener gefährdet. Damit sprach er den Wählern, die sich mehrheitlich für Anti-EU-Parteien ausgesprochen hatten, die Fähigkeit zu einem mündigen Urteil ab. Im Namen einer angeblich höheren Vernunft, seiner eigenen, suspendierte der Staatsmann die Demokratie.

Dieser Vorgang ist aus zweierlei Gründen bemerkenswert. Erstens: Es wird deutlich, dass ein EU-Staat wie Italien nicht mehr souverän ist. Die politische Klasse, der Mainstream hat Angst, Volksentscheide umzusetzen, die in Brüssel Irritationen oder Verärgerung auslösen könnten. Man darf zwar wählen, aber die Wahlentscheide werden nur so weit berücksichtigt, wie sie den mutmasslichen Erwartungen der Europäischen Union entsprechen, mit denen in diesem Fall das Staatsoberhaupt sein Veto begründet. Obessich um eine blosser Behauptung oder um ein reales Risiko seitens der EU handelte, weiss niemand. Unklar ist auch, ob sich die Italiener durch solche Manöver verschaukelt fühlen oder nicht. Was war Mattarellas Motiv? Machthunger? Herrschsucht? Ich glaube, es ist banaler: Angst. Der Präsident wollte keine Experimente. Sein Entscheid ist ein Beweis dafür, dass in Italien, wenn es ans Eingemachte geht, nicht mehr die Italiener, sondern die Europäische Union regiert.

Zweitens: Der Trend zur postdemokratischen Staatsform in der EU ist nicht neu. Im Februar 2000 reagierten vierzehn Mitgliedstaaten mit Sanktionen gegen Österreich, wegen der Regierungsbeteiligung der Frei-



Nur ja nicht die EU ärgern: Staatspräsident Mattarella.

heitlichen Partei unter Jörg Haider im Kabinett von Kanzler Wolfgang Schäussel. Es war völlig egal, dass die österreichischen Wähler in einem einwandfreien demokratischen Verfahren den Rechtsbürgerlichen eine Mehrheit ihrer Stimmen gegeben hatten. Unter allgemeinem Applaus sogar schweizerischer Medien und Politiker wurde hier am helllichten Tag in aller Selbstverständlichkeit der Versuch unternommen, einen demokratischen Wahlentscheid zu sabotieren im Namen einer angeblich höheren Demokratie, den die Demokratie-Abschaffer für sich in Anspruch nahmen. Undemokratisch aus dem Amt gedrängt wurde vor sieben Jahren auch Italiens Ministerpräsident Silvio Berlusconi, als ihn die deutsche Kanzlerin Angela Merkel und der damalige französische Präsident Nicolas Sarkozy zu derart einschneidenden Reformen zwangen, dass sie ihn seine Mehrheit kosteten. Ersetzt wurde Berlusconi durch den EU-nahen Technokraten Mario Monti, der dann die von der EU geforderten Finanzhilfen, die Berlusconi verweigert worden waren, umgehend zugesprochen bekam.

Italien ist eine Monarchie, regiert aus Brüssel, aber ist die Schweiz viel besser? Die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative wurde mit den gleichen Argumenten begründet, mit denen Italiens Staatspräsident Mattarella dem EU-Kritiker Savona den Ministerposten verweigerte: Eine Umsetzung würde die EU ärgern und der Wirtschaft schaden. Bundesrat und Parlament sistierten den Volksentscheid im Namen angeblich übergeordneter Interessen, ihrer eigenen. Auch hier die Frage: War es Machtausch? Wollte man die SVP mit einem Revanchefoul nach deren Wahlsieg bremsen? Beides war im Spiel, aber auch im Bundeshaus führte die Angst vor der EU Regie. Halten wir fest: Die grösste Gefahr für die Demokratie in Europa sind nicht die Populisten, es ist die Europäische Union. Sie verkörpert eine dauernde passive Drohung gegen alle, die sich ihren Interessen widersetzen wollen.

Damit Sie ganz Frau bleiben.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.

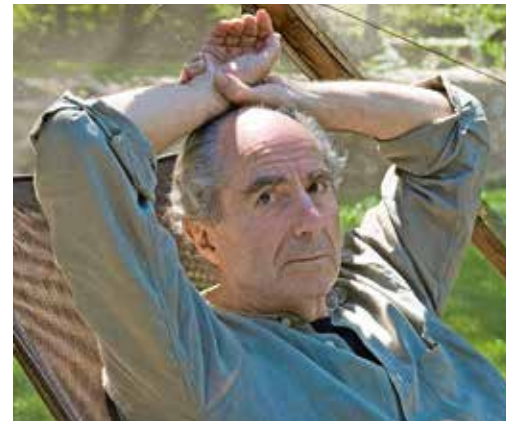




Die Kühnheit der Wikinger war einmal. Seite 20



Renaissance dank Kunstmäzenin Hoffmann. Seite 50



Er schrieb auf einen Zettel:
«Der Kampf mit dem
Schreiben ist vorbei.»

Philip Roth (1933–2018): Seite 48

Titelgeschichte

- 16 **Die Legende vom heiligen Adam**
Wie Whistleblower Quadroni das
halbe Unterengadin täuschte
- 18 **Er weiss von nichts**
SP-Nationalrat Hämmerle

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 **Kommentare**
Die Armee der anderen
- 10 **Italien**
Böse Demokratie
- 10 **Gesundheit**
Kantone im Abwehrkampf
- 11 **Eilmeldung**
Auf der falschen Seite der Geschichte
- 12 **Kopf der Woche** Gottfried Locher,
oberster Schweizer Reformierter
- 20 **Essay der Woche** Katerina Janouch
über den Gender-Wahn in Schweden
- 24 **Mörgeli**
SRF: Gesucht ist Mister Teflon
- 24 **Bodenmann**
Grillieren die Grillini Merkel?
- 25 **Medien**
Und ewig währet das Papier
- 25 **Die Deutschen**
Im Eventbereich

Inland

- 26 **Wo Gott hockt**
Kritik am Basler Baugigantismus
- 28 **Mit Mist und Mais gegen Fahrende**
Widerstand in Wileroltigen
- 29 **Übernahme des Euro inklusive**
«Enttabuisierter» Beitritt
- 30 **Abschied vom Wunderdoktor**
Risiken der neuen Ärzteausbildung

Wirtschaft & Wissenschaft

- 32 **Die unheimliche Macht der**
Notenbanken Paul Tuckers brisante
Schlussfolgerungen
- 34 **Dringlichkeit nimmt zu**
Anpassung der Unternehmenssteuern
- 35 **Wenig Wissen, viel Macht**
Klaus Wellershoffs erstes Buch
- 58 **Mysterien der Weltgeschichte**
Geflügelter Retter in der Not

Ausland

- 36 **Gute Nachrichten aus Afrika**
In den Glencore-Minen von Sambia
- 42 **Madam Switzerland**
Zum Tod von Faith Whittlesey
- 43 **«Grüss mir meinen Vater»**
Prominente Weggefährten nehmen
Abschied von Faith Whittlesey
- 45 **Migration**
Zunahme zu Land und zu Wasser
- 46 **«Ich habe eine Pflicht»**
Comeback von Mahathir Mohamad
- 47 **Inside Washington**
Vater und Sohn

Kultur & Gesellschaft

- 22 **Zeitgeist** Zum fünften Mal verheiratet
- 48 **Ikone der Woche** Philip Roth
- 50 **Invasion der Helvetier**
Maja Hoffmann in Arles
- 52 **Schweizer Geschichte**
Best of Burckhardt
- 53 **Replik** Eindeutig von da Vinci
- 54 **Gangster-Girls** Was wir von
Verbrecherinnen lernen können
- 64 **Frauen, die die Welt bewegen**
Susan Sontag, Brigitte Bardot

Rubriken

- 9 **Im Auge** Mariano Rajoy
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Serge Dassault
- 56 **Die Bibel** Kreativität gegen
Einheits-Pfätter
- 56 **Kino** Agnès Vardas «Visages Villages»
- 57 **Knorrs Liste**
- 57 **Jazz** Kyle Eastwood
- 59 **Fragen Sie Dr. M.**
- 59 **Gewinner der Woche** Kudelski
- 60 **Thiel** Amtsgeschlecht
- 60 **Namen** Zutritt nur mit Bändel
- 60 **Fast verliebt** Vom Drachentöten
- 61 **Unten durch** Dschingis Khan
- 62 **Wein** Zambartas Winery Xynisteri 2017
- 62 **Salz & Pfeffer** Landgasthof zu den
drei Sternen, Brunegg
- 63 **Auto** Rolls-Royce Phantom
- 66 **Darf man das?/Leserbriefe**

Am 10. Juni 2018 stimmt das Schweizer Volk über das neue Geldspielgesetz ab

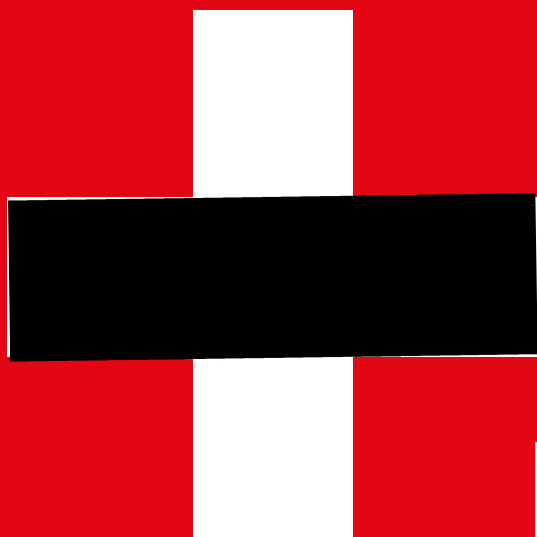
NEIN

zum Casino-Monopol

- Casinos bezahlen keine MwSt. im Gegensatz zu allen anderen Firmen der Schweiz. Dadurch gehen dem Staat jährlich 35 Mio. Franken verloren.
- Aufgrund des rechtlichen Status als juristische Person (Aktiengesellschaften) und Dividenden fallen keine AHV-Beiträge auf deren Reingewinn an.
- Von den 21 Casinos in der Schweiz sind 12 im ausländischen Besitz. 60% des Reingewinns gehen ins Ausland.

Peter Schorno Spiele AG, Hechtweg 5, 8808 Pfäffikon

gsg-nein.ch



In der Schweiz
staatliche ZENSUR
einführen?

NEIN
ZU INTERNET-SPERREN

NEIN
ZUM GELDSPIELGESETZ



Learning Journey 2019

Tel Aviv – vibrierende Tech-Metropole

Tel Aviv entwickelt sich mit rasender Geschwindigkeit zum neuen Silicon Valley. Auf unserer Expertenreise vom 11. bis 15. März 2019 lernen Sie die boomende Start-up-Szene aus nächster Nähe kennen.

Auf der «Learning Journey 2019» erfahren Sie aus erster Hand, was die Welt von morgen bewegt. Sie tauschen sich mit den Entscheidungsträgern aus und gewinnen Inspiration für Ihre eigenen Visionen.

5,2 Milliarden Dollar hat Israel allein letztes Jahr in Jungunternehmen investiert – rund 1000 der insgesamt 3400 Start-ups befinden sich in Tel Aviv. Vorangetrieben werden hier die grossen Hypes wie künstliche Intelligenz, selbstfahrende Fahrzeuge, Robotik, Drohnen oder biometrische Gesichtserkennung.

Sie werden kompetent betreut vom Start-up-Coach und Social-Media-Manager Stefan Stengel sowie von Patric Preite (CEO Interactive Friends AG), der bereits die innert kürzester Zeit ausgebuchte Silicon-Valley-Leserreise «Digital Journey 2018» organisiert hat.

Reiseprogramm (provisorisch):

1. Tag:

- Anreise, Check-in im Viersternehotel und Briefing
- Gemeinsames Abendessen

2. bis 4. Tag:

- Besuch von Start-ups, Inkubatoren, Accelerator und Investoren
- Geplante Stationen: Airobotics, Argus Cyber Security, I Know First, My Heritage, Sales Predict, Viber, Waze, Wix, Zebra, Aleph, Splash Ventures, Takwin Labs, 500 Startups, UpWest Labs
- Abschluss-Dinner und Präsentation in der Tel Aviv University

5. Tag: Rückreise

Platin-Club-Spezialangebot

Tel-Aviv-«Learning Journey» vom 11. bis 15. März 2019.

Leistungen:

- Swiss-Direktflug Zürich-Tel Aviv (Economy)
- 4 Übernachtungen im EZ inkl. Frühstück im Viersternehotel
- Transfers bei Ankunft und Abflug
- Privatbus vom Hotel zu allen Reisezielen
- Mo. und Do.: Abendessen, sowie Di. und Mi.: Mittag- und Abendessen, auf eigene Kosten

Preis (pro Person)

- Für *Weltwoche*-Abonnenten: Fr. 5900.–
- Für Nicht-Abonnenten: Fr. 6900.–
- Upgrade Swiss-Business-Class: auf Anfrage (alle Preise zzgl. MwSt.)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 071 577 35 00, www.interactivefriends.ch/platinclub oder info@interactivefriends.ch

Bedingungen:

Die Anzahl der Teilnehmer ist auf ca. 15 Personen limitiert.

Veranstalter:

Interactive Friends AG, 9400 Rorschach SG
www.interactivefriends.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

Die Armee der anderen

Von Christoph Mörgele — Laut ETH-Studie liegt die Zustimmung der 18- bis 29-Jährigen zur Armee bei 79 Prozent. Warum denn die vielen Dienstvermeider?



Höchststand: Grenadier bei der Übung.

Seit 1999 untersuchen Militärsoziologen und Politologen der ETH mit konkreten Fragestellungen und anhand von repräsentativen Daten bei der Bevölkerung Tendenzen und längerfristige Trends in der Sicherheitspolitik. Der nunmehr zwanzigste Bericht «Sicherheit 2018» mag zwar nicht mit grossen Überraschungen aufwarten, interessant sind die Ergebnisse aber allemal. Speziell in Hinsicht auf die jüngere Generation, die ja unsere Zukunft verkörpert.

Erstmals sind die 18- bis 29-Jährigen (und damit die Gruppe der hauptsächlich Wehrpflichtigen) gegenüber der Armee nicht mehr skeptischer eingestellt als die älteren Generationen. Volle 79 Prozent dieser Jungen (und damit 10 Prozent mehr als im Vorjahr) beurteilen die Schweizer Armee als «dringend notwendig» oder als «notwendig». Dies bedeutet ein absoluter Höchststand seit Ende des Kalten Kriegs. Dabei sprechen sich 46 Prozent dieser Altersgruppe für eine Berufsarmee aus.

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass die Zustimmung zur Armee bei den Jungen sogar noch etwas höher ausfällt als bei den 30- bis 59-Jährigen (77 Prozent). Entscheidend für die Antworten sind neben der Altersgruppe vor allem die politische Einstellung und das Bildungsniveau. Die Rechtsgerichteten mit mittlerem bis niedrigem Ausbildungsstand befürworten gemäss Studie tendenziell eine starke, gutausgerüstete

und gründlich ausgebildete Armee. Dem mag etwas widersprechen, dass es vorab die sicherheitspolitisch Interessierten sind, die eine glaubwürdige Landesverteidigung befürworten. Und diese kommen erfahrungsgemäss nicht unbedingt aus dem tiefsten Bildungssegment.

«Heldenstorys der Hosenscheisser»

Bislang hat sich erst ein einziger nationaler Sicherheitspolitiker zur ETH-Studie geäussert. Nationalrat Adrian Amstutz meinte im SVP-Pressedienst, die Zustimmung zur Schweizer Armee gerade auch der Jungen sei verständlich angesichts der Unruheherde und Kriege auf der ganzen Welt. Dann aber nahm Amstutz die «traurige Minderheit von Schutzverweigerern und Weicheiern» ins Visier. Angespornt von Journalisten, würden diese ungeniert mit ihren Lügengeschichten protzen, mit denen sie dem Militärdienst entgangen sind. Gewohnt unverblümt bezeichnete der Berner Oberländer die Strategie der zunehmenden Wehrpflichtvermeidung als «Heldenstorys der Hosenscheisser».

In der Tat wäre die Frage interessant, warum trotz hoher Zustimmung der Jungen zum Militär die Dienstpflicht jedes Einzelnen immer mehr «verhandelbar» erscheint. Wollen die Unbelastbaren einfach die andern belasten? Anders gefragt: Befürwortet man die unangenehme Kanalreinigung, solange andere diesen Drecksjob erledigen? Jedenfalls sieht sich die Armee selbst bei Minimalbeständen ausser-

Akademiker können sich dem Militärdienst besser entziehen als die Burschen aus der Landschaft.

stande, bei den auszuhebenden Jahrgängen genügend Wehrpflichtige zu rekrutieren. 21,2 Prozent der Jungen lassen sich ausmustern. Viele leisten lieber zivilen Ersatzdienst zu geregelten Arbeitszeiten. Und dies zunehmend in Brockenhäusern statt in Krankenhäusern.

Akademiker und urbane Kreise wollen und können sich dem Militärdienst weit besser entziehen als die volljährigen Burschen der Landschaft. Der vielbeschworene nationale Zusammenhalt der Schweiz durch die Armee – in der ETH-Studie ebenfalls überzeugend befürwortet – steht auf dem Spiel. So gesehen kann auch der Bericht «Sicherheit 2018» nicht wirklich beruhigen. Kriegsbereitschaft und Work-Life-Balance lassen sich eben denkbar schlecht vereinbaren.

Badesaison



Mariano Rajoy, Spaniens Regierungschef.

Ein aufrechter, eindrucklicher Mann, 1,90 Meter gross, graugesprenkelter Hemingway-Bart (der die Narben eines Autounfalls überwächst), mit der Aura des staatstreuen Gerechten. Und, vor allem, Ministerpräsident Mariano Rajoy, 63, hat das stärkste Wirtschaftswachstum in Europa erarbeitet, er holte sein Land aus der Finanzkrise für ein selbstloses Jahresgehalt von €8185.04 Euro brutto plus 10 446.72 Euro Spesen netto. Allerdings wohnt er mit seiner Frau Elvira Fernández Balboa und den zwei Söhnen gratis im Regierungspalast Moncloa. Es heisst, er sei zwar der Präsident, sie aber die Chefin. Zur Familie gehört auch sein hinfälliger 96 Jahre alter Vater. Der Galicier Rajoy aus Pontevedra hat den aufmüpfigen Katalanenführer Carles Puigdemont ins Exil geschickt. Er ist seit 25 Jahren Mitglied von Real Madrid, aber die Reise zum Champions-League-Final in Kiew am vergangenen Samstag musste der Regierungschef absagen.

Denn in Madrid läuft sein eigenes Endspiel. Ein riesiger Bestechungsfall unter dem scherzhaften Aktenzeichen «Gürtel» (deutsch für *correa*, so auch der Name des korrupten Geschäftsmannes) ist nach einem Hinhalte- und Verschleppungsprozess aufgeklärt. Der einstige Einflusshändler Francisco Correa wird zu 51 Jahren Gefängnis verurteilt, der ehemalige PP-Schatzmeister Luis Bárcenas erhält 33 Jahre plus 44 Millionen Euro Busse. Rajoy beteuert, von allem nichts gewusst zu haben, obwohl er für seinen Vorgänger José María Aznar Wahlkämpfe organisierte. Eine Sphinx und ein Meister des Aussitzens. Er wurde auch nicht angeklagt. Verschweigen, Lügen, Vertuschen, Decken sind taktische Kampfmittel. Bei einem Galicier auf der Treppe weiss man nie: Geht er rauf oder runter? Doch in Spanien brodelt die Volksseele des Protests wie in Frankreich und Italien, wo die traditionellen Parteien verschwinden. Rajoy wurde 2011 noch mit absoluter Mehrheit gewählt, seit 2016 führt er ein Minderheitskabinett. Seine Umfragewerte stürzten von 33 auf 22 Prozent ab. Rettet er sich in die Badesaison? Peter Hartmann

Böse Demokratie

Von *Nicholas Farrell* — Die Koalition der Populisten konnte nicht einmal einen einzigen Tag regieren.

Was in Italien geschieht, ist ein Staatsstreich, orchestriert von der Elite gegen die Demokratie. Es ist das jüngste Beispiel von Demokratieverständnis, das in weiten Teilen Europas vorherrscht: Demokratie ist gut, aber nur, wenn sie das gewünschte Resultat zutage fördert.

Letzten Sonntag ist die erste populistische Regierung in Europa – bestehend aus der alternativ-linken Fünf-Sterne-Bewegung und der rechten Lega, die zusammen am 4. März die Mehrheit der Sitze im Parlament gewonnen haben – kollabiert, bevor sie überhaupt die Chance erhielt, einen einzigen Tag zu regieren.

Italiens Präsident Sergio Mattarella weigerte sich, den Wirtschaftsminister, Professor Paolo Savona, den die Populisten-Koalition nominiert hatte, zu bestätigen. In seiner Autobiografie beschreibt Savona den Euro als «deutsches Gefängnis» und wirft den Deutschen vor, nach der Nazi-Zeit nur ihre Taktik geändert zu haben, um Europa zu beherrschen.

Unter dem Druck der Elite

Ein italienischer Präsident, der vom Parlament und nicht vom Volk gewählt ist, hat wenig konkrete Machtbefugnis, ausser eine neue Regierung zu bestimmen oder abzusegnen. In einer kurzen TV-Ansprache sagte Mattarella, er könne keine Regierung akzeptieren, die «den Austritt aus dem Euro befürwortet». Da haben wir's! Wenn es um den Euro geht, lässt man die Leute nicht frei entscheiden.

Zum zweiten Mal innert weniger Jahre ist ein italienischer Premierminister unter dem Druck der Elite in die Wüste geschickt worden. Letztes Mal traf es 2011 den Medientycoon Silvio Berlusconi auf dem Höhepunkt der Staatsschuldenkrise. Seither hatte Italien fünf Premierminister, keiner von ihnen wurde vom Volk gewählt. Doch diesmal scheint sich die Elite verkalkuliert zu haben. Mattarella hat eine Regierung bestehend aus Experten eingesetzt, angeführt von einem Ex-Funktionär des Internationalen Währungsfonds. Die Chancen, dass sie nächste Woche das Vertrauensvotum im Parlament überstehen wird, ist gering. Also wird es voraussichtlich im September Neuwahlen geben, bei welchen die Populisten – Mattarellas Sabotage sei's gedankt – gute Chancen haben, noch mehr Stimmen zu holen.

Aus dem Englischen von Urs Gehriger

Kantone im Abwehrkampf

Von *Beat Gygi* — Die Kantonsregierungen wollen keine Macht an die Krankenkassen abgeben. Das hält die Kosten hoch.

Im schweizerischen Gesundheitswesen will man das K.-und-K.-Regime umbauen, um die Kosten besser unter Kontrolle zu bringen. Die beiden K. stehen für «Krankenkassen» und «Kantone». Das sind quasi die zwei grossen Chefs, wenn es ums Finanzieren von Spitalleistungen geht; die beiden teilen sich heute in die Vergütung der stationären Leistungen, also jener Behandlungen, für die ein Spitalaufenthalt, mindestens eine Übernachtung, nötig ist. Die Kantone bezahlen 55 Prozent, die Krankenversicherer 45 Prozent dieser Kosten. Die Spitallandschaft ist also ein Stück weit Herrschaftsgebiet der Kantone, aber die Mischfinanzierung führt dazu, dass die Verantwortlichkeiten nicht so klar sind und dass nicht besonders effizient gearbeitet wird.

Schnell mit der grossen Kelle

Die Krankenhäuser dienen ja zweierlei Herren, die beide nicht den vollen Teil der Kosten spüren und deshalb auch nicht den Anreiz haben, besonders stark auf die Geldverwendung zu achten. Wer nur etwa die Hälfte der Kosten trägt, neigt rasch dazu, mit einer allzu grossen Kelle anzurichten. Zudem steht für die Kantonspolitiker Geld oft nicht im Vordergrund, ihnen ist es meist wichtiger, die Lenkungsgewalt über das Spitalwesen zu erlangen. Kantone haben einen Versorgungsauftrag und betreiben Spitäler vielfach sogar selber oder kontrollieren sie über die Trägerschaft. Politiker drücken immer wieder ein Auge zu, wenn Spitäler verlustreich arbeiten oder wenn es im Kanton Überkapazitäten gibt.

Ganz anders läuft es bei den ambulanten Leistungen in Arztpraxen und Spitälern oder sonstigen kurzen Untersuchungen und Behandlungen. Das ist heute das Gebiet der Krankenkassen beziehungsweise der Prämienzahler, die hinter ihnen stehen diese bezahlen 100 Prozent der Kosten im ambulanten Bereich. Die unterschiedliche Finanzierung von stationären und ambulanten Leistungen behindert zum Teil die Ausbreitung des technischen Fortschritts. Eingriffe, die früher Spitalaufenthalte nötig machten und heute nur noch eine Frage von ein paar Stunden sind, gehören wegen der niedrigeren Kosten in den ambulanten Bereich, aber wenn die Tarife im Spital höher sind als «draussen», findet diese Verschiebung nicht so rasch statt.

Nun sollen die zwei Gebiete quasi zusammengelegt werden. Die Sozial- und Gesundheitskommission des Nationalrats hat kürzlich einen Vorschlag für eine einheitliche Finanzierung von ambulanten und stationären Behandlungen

präsentiert: Künftig sollen die Krankenkassen die Finanzierer sein, sie sollen alle ambulanten und stationären Behandlungen vergüten und kontrollieren. Die Kantone sollen zwar auch bezahlen, aber mehr im Hintergrund, indem sie den Versicherern gut 25 Prozent der Kosten nachträglich zustecken. Von der Summe her ist das für die Kantone keine grosse Veränderung, aber von der Vorgehensweise her schon. Sie werden eher zu passiven Spendern, während sie heute sagen können: «Wer zahlt, befiehlt.»

Eine derartige Neuordnung des K.-und-K.-Reiches wollen die Gesundheitsdirektoren unter der Führung des Zürcher Regierungsrats Thomas Heiniger nicht mitmachen. Kürzlich haben sie an ihrer Jahresversammlung zwar in einer Art Rückzugsgefecht ihren langjährigen erbitterten Widerstand gegen eine einheitliche Finanzierung aufgegeben, aber auch klargemacht, dass sie im neuen Regime auf Augenhöhe mit den Kassen mitregieren wollen, auch wenn ihr Beitrag vielleicht noch 25 Prozent ausmachen dürfte. Sie möchten sogar neue Gebiete wie Pflege und Spitex in den Regulierungsbereich einschliessen, neue Kontrolleinrichtungen und eine nationale Tariforganisation mit paritätischer Beteiligung aufbauen. Was ist nun besser für die Bürger: wenn alle Finanzen über die Krankenkassen laufen oder wenn Kantone und Kassen in gemischter Verantwortung auftreten? Nach allen Erfahrungen ist die Einerlösung weniger anfällig auf Verschwendung.



Gemischte Verantwortung: Regierungsrat Heiniger.

Auf der falschen Seite der Geschichte

Von *Kacem El Ghazzali* — Endlich anerkennt die SP, dass es Probleme mit dem Islam gibt. Doch die Partei von Christian Levrat zieht die falschen Schlüsse.



Islamisierung der Moderne: SP-Vorbeter Levrat.

Jahrelang warfen die Schweizer Sozialdemokraten all jenen, die auf die Gefahr des politischen Islam aufmerksam machten, «Islamophobie» vor. Nun anerkennen sie die Existenz der Probleme doch noch. Dies lässt sich aus dem Strategiepapier der SP ableiten, in dem sie das Recht auf staatliche Anerkennung für muslimische Glaubensgemeinschaften fordert, um eine bessere Integration der Muslime in die Gesellschaft zu erreichen und den islamischen Extremismus bekämpfen zu können.

Die staatliche Anerkennung ist aber der falsche Ansatz und verschärft das Problem.

Viele Einwanderer, Muslime wie auch Andersgläubige, haben sich erfolgreich in die Schweizer Gesellschaft integriert, ohne dass ihre Religion offiziell anerkannt wurde. Sie haben es verstanden, sich aus dem Griff der Religion zu befreien und sich mit den Werten der europäischen Moderne zu versöhnen, indem sie die Religion zu einer persönlichen Angelegenheit machten und ihre sozialen Beziehungen nicht darüber definierten. So war das Gelingen ihrer Integration eine Eigenleistung – ohne Hilfe des Staats oder seiner Institutionen. Sie mussten lediglich den Willen haben, Teil der neuen Gesellschaft zu werden. Diesen Willen haben viele muslimische Einwanderer nicht.

Es ist jedoch nicht die Aufgabe eines liberalen Staates, Religionen anzuerkennen, sondern,

die Religionsfreiheit für jeden Einzelnen zu garantieren.

Die staatliche Anerkennung muslimischer Gemeinschaften wäre erst der Anfang. Zweifellos würden weitere Forderungen folgen – zum Beispiel Arbeitszeitverkürzung während des Ramadan, Gewährung islamischer Feiertage oder das Recht, religiöse Programme im Radio und Fernsehen auszustrahlen.

Die SP hält in ihrem Strategiepapier zwar fest, dass die Anerkennung nur unter bestimmten Bedingungen – etwa Gleichberech-

Die SP sieht bei Migrationsthemen die Ursache der Schwierigkeiten stets bei der Schweiz.

tigung von Frauen und Männern, Bekenntnis zum säkularen Rechtsstaat, finanzielle Transparenz und Unabhängigkeit vom Ausland – möglich sein soll. Wie diese Bedingungen aber überprüft werden sollen und können, darüber schweigen sich die Genossen aus. Es ist zudem bezeichnend, dass die Sozialdemokraten elementare Rechte wie Gewährleistung der Meinungsfreiheit und der Religionskritik unerwähnt lassen.

Der Fehler der SP liegt darin, dass sie bei Migrationsthemen die Ursache der Probleme

stets beim Aufnahmeland sieht, also bei der Schweiz. Sie ignoriert dabei die historischen und kulturellen Hintergründe – in diesem Fall jene Faktoren, die den Islam in den meisten muslimischen Gesellschaften zu einer autoritären Religion gemacht haben, die in einem ständigen Konflikt mit der Moderne und den Menschenrechten steht. Stattdessen zieht es die Partei vor, sich hinter dem Diskurs über kulturelle Identitäten und Anerkennungspolitik zu verstecken.

Linke verrät ihre eigenen Werte

Es ist offensichtlich, dass die SP nicht aus den Erfahrungen ihrer Genossen in anderen europäischen Ländern lernen will. So versuchte bereits die Labour-Partei, einen «britischen Islam» zu etablieren, doch konnten sich einige ihrer islamischen Partner nicht einmal dazu durchringen, an einer Holocaust-Gedenkveranstaltung teilzunehmen. In Frankreich gelang es den Sozialisten bis heute nicht, einen «französischen Islam» zu begründen, und die Idee einer öffentlichen Islam-Stiftung scheiterte am Unwillen der muslimischen Verantwortlichen, dem Staat das Recht zu gewähren, ihre Finanzen zu beaufsichtigen. Der Beweis, dass durch staatliche Anerkennung einer Religion die Radikalisierung von Einzelnen verhindert werden kann, ist bisher nicht erbracht.

Wir brauchen keine staatliche Anerkennung des Islam, sondern Muslime, die anerkennen, dass ihre Religion dringend einer internen Debatte bedarf. Der Islam steckt in einer Krise, er ist von faschistischen und freiheitsfeindlichen Ideen durchdrungen. Bevor diese Selbsterkenntnis nicht da ist, wird es keine Lösung geben.

Verstörend ist, dass der Ruf nach Anerkennung des Islam ausgerechnet von links kommt. Hat die Linke vergessen, dass die Religion der Hauptzerstörer der individuellen Revolution ist? Wie wurde die Partei, die angesichts der Arroganz und Tyrannei des Christentums den Slogan «Religion ist das Opium des Volkes» aufbrachte, zur engsten Freundin des Islam? – Indem die westliche Linke ihre Prinzipien und Werte verraten hat.

Während die Genossen hier in der Schweiz den säkularen Zivilstaat untergraben und an der Islamisierung der Moderne arbeiten, haben in Tunesien gleichzeitig Dutzende von linken und liberalen Tunesiern gegen das Gesetz der Kriminalisierung des öffentlichen Essens während des Ramadan protestiert und in Sprechchören gefordert: «Wir wollen einen säkularen, zivilen Staat.» Die westliche Linke hat den Kompass verloren und steht einmal mehr auf der falschen Seite der Geschichte.

Kacem El Ghazzali, 27, ist marokkanischstämmiger Schriftsteller. 2011 kam er als Flüchtling in die Schweiz. Seit Ende 2017 besitzt er das Schweizer Bürgerrecht. www.kacemelghazzali.com

Reformer auf dem richtigen Weg

Von Roger Köppel — Der Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, Gottfried Locher, wird – zum Teil unter der Gürtellinie – angefeindet. Hintergrund der Angriffe ist ein Kulturkampf. Locher will zurück zu den Wurzeln, seine Gegner huldigen dem Zeitgeist.

Seit ein paar Wochen schiessen sie sich auf Gottfried «Godi» Locher ein, den Präsidenten des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes (SEK). Die *Aargauer Zeitung* (AZ) feuerte zuerst. Dann übernahm Aline Wanner, Tochter des AZ-Verlegers Peter Wanner, im Schweiz-Teil der *Hamburger Zeit*. Letzte Woche brachte die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens einen weiteren giftigen Bericht. Ist Feuer im Dach gegen den obersten Protestantent?

Papst der Protestanten?

Man könnte es meinen, aber die Kampagne kommt ziemlich kleinkariert daher. Eingehetzt wird Locher mit den gleichen alten Vorwürfen, die schon vor vier Jahren wirkungslos verpufften. In einem zugegebenermassen etwas geschwätzigen Interview-Buch hatte Locher erfrischend bis freihändig über Sex, Prostitution und «befriedigte Männer» geplaudert. Die insgesamt harmlosen Aussagen wirbelten in Teilen der Szene Staub auf. Später beklagte sich dann noch eine Pfarrerin über ein Gespräch mit Locher, in dem die Sex-Thesen ebenfalls der Aufreger waren.

Dass die Medien die alten Geschichten jetzt aufwärmen, hat einen vordergründigen und einen tieferliegenden Grund. Der vordergründige: In wenigen Wochen soll Locher nach acht Jahren für eine weitere Amtszeit bestätigt werden. Es gibt keinen Gegenkandidaten, und das löst in Kreisen seiner Kritiker einen richtungslosen Unmut aus, der zwar gegen den Amtsinhaber mottet, aber doch nicht kraftvoll genug ist, um eine Alternative auf den Schild zu heben. Hier machen sich die Medien wohl allzu willig zum Sprachrohr von Unzufriedenen, die ein Interesse daran haben, ihren Protest grösser wirken zu lassen, als er wirklich ist.

Der zweite Faktor hinter dem geschürten Locher-Bashing ist etwas komplizierter und



Ermöglicher: Theologe Locher.

ernster. Hier geht es um das ehrgeizige Reformvorhaben des obersten Reformierten, wobei diese Formulierung nicht ganz präzise ist, denn es zeichnet die reformierte Kirche ja gerade aus, dass sie keine strenge Hierarchie kennt wie die Katholiken und deshalb anarchischer daherkommt, bunter, ungeordneter, ein etwas wilder

Haufen, Protestanten eben, die sich naturgemäss sträuben, wenn sich einer anschickt, den Chef markieren zu wollen. Und genau dies unterstellen einige dem Berner Reformer Locher. Sie haben ihn im Verdacht, durch die Hintertür eine Art Protestanten-Vatikan einzuschmuggeln mit ihm selbst an der Spitze als Papst.

Das ist ungerecht und übertrieben, wenn auch nicht total falsch. Der Berner Gottfried Locher, 51, ist zweifellos ein intelligenter Mann mit Führungsanspruch, Wohnadresse Herrengasse, hervorragend ausgebildet, äusserst belesen und anerkannter Theologe, darüber hinaus Familienvater, gutaussehend, neuerdings mit Bart, aus bester Herkunft, sein Vater war Arzt und Unternehmer, sein Grossvater ein berühmter Theologe, der unter anderem ein Standardwerk über Zwingli geschrieben hat. Der junge Locher wandelt in den Spuren des Grossvaters, dürfte aber für Zürcher Hardcore-Protestanten allzu eklektisch, eine Spur zu sehr ein «Crossover» sein, ein Grenzgänger zwischen den Konfessionen, der immer auch mit der anderen Seite flirtet. Zwei von Lochers Kindern zum Beispiel gehen im Kloster Einsiedeln zur Schule, dort übrigens mit herausragenden, preisgekrönten Leistungen.

Zauber aus England

Was stimmt: Locher hat keine Angst vor der Macht. Ihn fasziniert die Idee, die Konfessionen zu versöhnen. Er hält die theologischen Unterschiede zwischen Katholizismus und Protestantismus für überschätzt. Das verwundet nicht. Locher lernte Pfarrer nicht in Zürich oder Genf, sondern in Bern und England, wo er von der anglikanischen Kirche inspiriert wurde. Vielleicht sah er hier einen möglichen Weg, die leeren protestantischen Gotteshäuser wieder interessanter und voller zu machen. Unvorsichtigerweise, oder soll man sagen: ehrli-

cherweise fiel ihm dazu einmal der Begriff «Bischof» ein. Was bei den führungsunwilligen Schweizer Reformierten umgehend einen Allergieschock auslöste. Seither steht Locher unter Papstverdacht. Man wirft im Machtgelüste vor bis hin zur Selbstherrlichkeit, als ob nicht jeder Pfarrer von einer Priese Eitelkeit getrieben wäre.

Ist Locher ein Papist? Will er einen Reformierten-Vatikan? Das ist Unsinn. Wahr aber ist: Er will eine neue Organisation, er will die Protestanten straffer, koordinierter führen, der Kirche ein Gesicht geben, wie man es aus England, Ungarn oder Deutschland kennt. Wenn er darüber spricht, ist es, als ob er über Eier ginge. Er weiss, dass man ihm jedes falsche Wort, jedes unsorgfältig eingestreute Adjektiv sofort im Mund umdreht. Tatsache aber ist, dass Locher mit seinen Reformen gut vorankommt. Der Widerstand ist viel kleiner, als es die Medienberichte glauben machen wollen. Auch ursprüngliche Skeptiker und die von uns befragten Pfarrer bescheinigen dem Reformator aus Bern lautere Absichten. Es gehe ihm nicht darum, den Vatikan zu kopieren, sondern die reformierte Kirche durch institutionelle Veränderungen wieder auf ihren Kernauftrag zurückzuführen: die Botschaft der Reformatoren, das Wort Gottes in den Mittelpunkt zu stellen.

Reformierte ohne Schwimmbzeichen

Die Meinungen gehen auseinander, ob ausgerechnet die Reformierten an der institutionellen Organisation ihrer Kirche schrauben sollten. Es waren die alten Reformatoren, die konsequent das katholische Brimborium der Inszenierung und der Hierarchien beseitigten. Man braucht keinen Titel, keine Orden, kein Schwimmbzeichen, um das Evangelium zu predigen. Zwingli setzte bewusst auf den leeren Raum. Bilder, Leitern und Hilfsmittel wurden aus den Kirchen entfernt, nichts sollte von der Botschaft ablenken, nichts den Menschen er-

höhen, überhöhen, in einen Gottesrausch versetzen. Ganz so puristisch sieht es Locher nicht. Auch er stellt sich gegen barocken Wulst, setzt auf Wort und Sakrament, aber es gibt bei ihm eine gewisse anglikanische Faszination fürs Sinnliche, fürs Katholische, fürs Ritual, was einst auch Thema eines eher kritischen Artikels der *Weltwoche* war («Organigramme der Erlösung», Nr. 47/14). Doch mittlerweile bescheinigen ihm selbst Skeptiker, dass er die Protestanten grundsätzlich in die richtige Richtung lenkt.

Wider die Orientierungslosigkeit

Aber noch etwas anderes kommt hinzu, und hier liegt der wahre Grund für die zum Teil gehässigen bis böswilligen persönlichen Attacken aus dem Hinterhalt. In der reformierten Kirche tobt ein Richtungsstreit, ein Kulturkampf. Auf der einen Seite stehen die Zeitgeist-Theologen,

Locher hat keine Angst vor der Macht. Ihn fasziniert die Idee, die Konfessionen zu versöhnen.

die modischen Beliebkeitsprediger, die linken und grünen Kanzel-Redner, die sich wie Hausbesetzer die Kirchen anverwandelt haben, um anstelle der Botschaften der Bibel ihre eigenen, gefälligen Botschaften zu verbreiten; Menschenwort statt Gotteswort. Nach Auffassung ihrer orthodoxeren Kollegen verraten sie zwar den Auftrag der Kirche, aber sie können in den Medien und in der Politik auf Beifall hoffen. Sie spüren, dass ihnen der unbequeme Präsident aus Bern, ohne in die offene Feldschlacht zu ziehen, durch seine weniger römischen als anti-zeitgeistigen Reformen das Wasser abgräbt, den Kampf ansagt. Und weil sie sich herausgefordert, in die Ecke gedrängt fühlen, schlagen sie erbittert zurück. Ungefiltert transportieren die Medien vor allem diese Haltung.

Es wäre aber falsch, deswegen in Locher einen «rechten» Hardliner zu sehen. Klar, er kommt aus bürgerlichem Haus, er ist ambitioniert, aber er ist nicht im Begriff, die reformierte Szene politisch zu säubern. Locher ist der Meinung, dass die Kirche ihren Auftrag nicht deshalb verrät, weil sie politisch unterwandert wäre, sondern aus einer gewissen Verzweigung heraus, aus Orientierungslosigkeit. Und so scheint es sein Ziel zu sein, diese Fehlsteuerung nicht nur durch das Vorbild eigener Predigten, sondern auch auf institutionellem Weg zu korrigieren. Indem er den Protestantismus ein Stück weit organisierter, von oben gelenkter, also weniger protestantisch macht, will er ihn kurieren, an seine Wurzeln zurückbringen, wieder reformierter machen. Das Wort «Bischof», das man in der neuen, von Locher angeschobenen Verfassung vermeidet, meint in diesem Zusammenhang aber nicht Kirchenherr, Diktator, sondern Sparringpartner, Linienrichter, Rückendecker, «Ermöglicher», wie es Locher in einem Interview ausdrückte.

Man fragt sich, warum der Präsident für seine Ideen öffentlich nicht beherzter kämpft. Für die letzte TV-«Rundschau» sagte er ab und verpasste, taktisch schmollend, die Chance, am Fernsehen für seine Kirche zu werben. Der geschmeidige Berner ist kein theologischer Berserker, kein Luther- oder Zwingli-Typ, der sich notfalls mit den Nagelschuhen oder mit der Hellebarde ins Getümmel stürzen würde. Vielleicht trägt die intellektuelle Aura dazu bei, sein philosophisches Schweigen, dass seine Gegner alle Probleme ihrer Kirche auf diesen immer noch jugendlich wirkenden Reformator auf Samtpfoten projizieren. Es kränkt ihn vielleicht, aber es wird ihn kaum beirren. Mit Zwingli: «Es ist nicht Aufgabe eines Christen, grossartig zu reden über Lehren, sondern immerdar mit Gott grosse und schwierige Dinge zu vollbringen.»

Reich in Rente:

Worauf Sie schon heute

achten müssen.

Diese Woche:
Vermögens-Planung.



www.handelszeitung.ch | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung

Personenkontrolle

Leuthard, Leupi, Maury Pasquier, Rathgeb, Quadroni, Stauffer, Leroux, Berset, Uribe, Duque, Santos, Petro, Ferencz

Doris Leuthard, Überlegene, stellt die Männerwelt in den Senkel. Als der Bundesrat 2010 aus vier Frauen bestand, habe man mutigere Entscheide gefällt, sagte die Vorsteherin des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) jüngst im Interview mit der *NZZ am Sonntag*. Frauen seien auch besser vorbereitet und weniger parteipolitisch gebunden, so die steilen Thesen von Leuthard, die man durchaus als sexistisch bezeichnen kann. Die Magistratin verlangt zudem mehr Frauenförderung: Diese sei Chefsache. Sie habe ihren Amtsdirektoren entsprechende Vorgaben gemacht, «so erhöhten wir den Frauenanteil auch in Kaderpositionen». Ein Blick in die Personalstatistik zeigt allerdings, dass Leuthards Aussagen etwas gar vollmundig sind: Im Uvek sind die Frauen im mittleren Kader nämlich noch deutlich untervertreten, der für die Bundesverwaltung geltende Sollwert von 33 bis 40 Prozent wird – anders als in anderen Departementen – nicht erreicht. (*fon*)

Daniel Leupi, Freizeitspekulant, verlangt für seine 5-Zimmer-Wohnung (157 m²) an der schattigen Drosselstrasse 9 am Zürcher Stadtrand happige 5080 Franken Miete (pro Monat notabene), wie der *Blick* aufdeckte. Der grüne Zürcher Finanzdirektor erklärt den Mietzins mit einer aufwendigen Renovation der 80-jährigen Wohnung vor sechs Jahren, das Geld sei als Zubrot für seine dereinstige stadträtliche Rente gedacht (sein aktueller Jahreslohn: 245 000 Franken). Für eine heiztechnische Nachrüstung nach Minergie-Standard, den Leupi als Politiker propagiert, Sonnenkollektoren oder eine Wärmepumpe war gemäss Recherchen der *Weltwoche* offenbar kein Geld, die alten Heizkörper wurden lediglich neu gepinselt. Für Mieter mit Klaustrophobie sind die Schlafzimmer (die beiden kleinsten 10 und 12 m²) eher ungeeignet. Grosszügig bemessen sind lediglich die Nebenkosten von monatlich 555 Franken – sie lassen sich von den Steuern abziehen, allerdings nur beim Vermieter. Dem Inserat ist zu entnehmen, dass die Wohnung vor allem für Expats gedacht ist, die ihre Kinder in Adliswil oder Kilchberg zur Privatschule chauffieren (mit dem ÖV etwas kompliziert, aber die Autogarage ist inbegriffen). Wir hätten von Leupi gerne gewusst, wie er das alles mit seinem politischen Engagement gegen die Gentrifizierung und für die 2000-Watt-Gesellschaft vereinbart, doch er fand, das sei Privatsache. (*axb*)



Freispruch: Politiker Stauffer.



Schlägt zu: Präsidentschaftskandidat Duque.



Handkuss: Ständeratin Maury Pasquier.



Chefsache: Bundesrätin Leuthard.



Sogar noch fitter: Jurist Ferencz.

Liliane Maury Pasquier, Karrierefrau, steht vor einer ehrenvollen Wahl. Am 25. Juni wird die Genfer SP-Ständerätin aller Voraussicht nach in Strassburg zur Präsidentin der Parlamentarischen Versammlung des Europarates ernannt werden. Dass Maury Pasquier im Juni zum Handkuss kommt, war so nicht absehbar und ist den Wahlen in Italien zu verdanken. Der amtierende Präsident der Parlamentarischen Versammlung, der Italiener Michele Nicoletti, wurde im März in seinem Heimatland von einer Lega-Vertreterin geschlagen und nicht mehr ins nationale Parlament gewählt. Als Folge davon muss er nun den Strassburger Präsidentsessel räumen, der damit frei wird für die Genferin. Maury Pasquiers Hauptaufgabe wird es sein, der von einer Korruptionsaffäre arg gebeutelten Organisation wieder Glaubwürdigkeit zu verleihen. (*fon*)

Christian Rathgeb, Rechtsvertreter, rückt in den Fokus der Bauaffäre im Kanton Graubünden. Vor seiner Wahl in den Regierungsrat war er als Anwalt von Whistleblower Adam Quadroni tätig. Dabei vertrat er Quadroni unter an-

derem bei einem Streit mit dessen Wohn-gemeinde um den Bau einer, wie die Gemeinde befand, illegalen Strasse. Das damalige Engagement für den Querulanten Quadroni könnte Rathgeb nun in Bedrängnis bringen. Der Regierungsrat hat eine Untersuchung der Verhaftung Quadronis durch die Polizei nach Drohungen gegen Frau und Kinder angeordnet. Trat Rathgeb bei dieser Entscheidung in den Ausstand? Eine entsprechende Anfrage der *Weltwoche* liess er bis Redaktionsschluss unbeantwortet. (*gut*)

Eric Stauffer, politischer Haudegen, setzt sich gegen die Genfer Staatsanwaltschaft durch. Das Bundesgericht hat den Mitbegründer der Genfer Bürgerbewegung MCG vom Vorwurf der Widerhandlung gegen das Betäubungsmittelgesetz freigesprochen. Stauffer hatte 2013 zusammen mit MCG-Anhängern bei einem afrikanischen Dealer zwei Gramm Kokain für 200 Franken gekauft, danach die Polizei informiert und ihr die Drogen abgeliefert. Den Deal hatte Stauffer gefilmt, um in einem Wahlvideo zu zeigen, wie leicht man auf Genfs Strassen an die

verbotene Substanz gelangen kann – was den Genfer Anklägern gar nicht gefiel, die für Stauffer deswegen eine Geldstrafe und Busse forderten. Das gehe nicht, sagt nun das Bundesgericht: Die Aktion, auch wenn politisch motiviert, sei nicht strafbar, sie habe immerhin zur Einziehung von Kokain und zur Verhaftung eines Drogendealers geführt. Das Wahlvideo hat Stauffer im Übrigen keinen nachhaltigen Erfolg gebracht. Aus der MCG ist er unter Getöse zurückgetreten, und bei den Genfer Kantonsratswahlen im April ist es ihm nicht gelungen, seine neue Bewegung Genève en Marche ins Parlament zu bringen. (fon)

Dominique Leroux, Lobbyist, steigt als Chef von Philip Morris Schweiz mit dem Bundesamt für Gesundheit von Bundesrat **Alain Berset** (SP) ins Bett. Letzte Woche gab Leroux bekannt, ab sofort die Zigarettenwerbung in der Schweiz zu stoppen. Als Bundesrat Berset ein solches Werbeverbot vor drei Jahren in sein (gescheitertes) Tabakproduktegesetz schrieb, bekämpfte Philip Morris das Ansinnen an vorderster Front. Der Grund für den seltsamen Sinneswandel ist weniger uneigennützig, als es scheinen mag: International setzt der amerikanische Tabakriese darauf, herkömmliche Zigaretten durch die elektronischen zu ersetzen. Der Kapitalmarkt bestrafte diese hochriskante Strategie mit einem Einbruch des Aktienkurses um 30 Prozent in den letzten zwölf Monaten. Weil der Konsument freiwillig nicht auf die E-Zigarette umsteigt, soll er jetzt mit dem starken Arm des Gesetzes dazu gezwungen werden. (fsc)

Álvaro Uribe, Phänomen, ist fast am Ziel: Beim ersten Durchgang der Präsidentschaftswahl in Kolumbien erreichte sein Kandidat **Iván Duque** fast 40 Prozent der Stimmen. Damit deklassierte Duque den linksradikalen **Gustavo Petro**, einen früheren Guerillakämpfer. Petro erreichte knapp 30 Prozent. Am 17. Juni findet die Stichwahl statt. Ein Sieg Duques wäre ein Schlag für Amtsinhaber **Juan Manuel Santos** und dessen unpopulären Friedensvertrag mit der linksextremen früheren Terrororganisation Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia, kurz: Farc. (fsc)

Ben Ferencz, Jahrhundertzeuge, fürchtet um sein sportliches Ansehen. Dem ehemaligen Chefankläger bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen haben wir ein grosses zweiteiliges Porträt gewidmet («Mit Fäusten und Charme für den Weltfrieden», *Weltwoche* Nr. 17/18, «Friedlicher <Mr Aggression>, Nr. 18/18). Dabei haben wir den Fitnesszustand des 98-Jährigen fälschlicherweise fast um den Faktor zehn zu tief angesetzt. Statt wie geschrieben 15 Liegestütze pro Tag, macht Ferencz deren 115. «Sie haben meine Reputation ruiniert», kommentierte Ben den Lapsus lachend am Telefon aus New Rochelle, NY. (gut)

Nachruf



Kabinettstück: Geschäftsmann Dassault.

Serge Dassault (1925–2018) — Sein berufliches Leben begann in einem Alter, in dem andere pensioniert werden. Serge Dassault war der Sohn eines Übervaters, der ihm nichts zutraute und von dem er öffentlich gedemütigt wurde. Vater Marcel hiess ursprünglich Bloch, wurde im Krieg deportiert und konvertierte danach zum Katholizismus. Zweimal wurden die Fabriken des Waffenhändlers und Flugzeugbauers – Mirage, Rafale – verstaatlicht. Bis zu seinem Tod 1986 im Alter von 94 Jahren hatte Marcel Dassault nicht das geringste Quäntchen Macht in seinem Imperium an den Stammhalter abgetreten. Serge Dassault war 62, als er in die Fussstapfen des Vaters trat. Dessen lange Schatten wie auch das Gespött der

französischen Wirtschaftsführer verfolgten ihn noch über Jahre hinweg.

Die Dassaults gehören zu den fünf reichsten Familien Frankreichs. Nach dem Vorbild des Vaters liess sich Serge Dassault zum Gemeindepräsidenten und ins Parlament wählen. Wegen Geldwäsche wurde er zu einer Busse von zwei Millionen Euro verurteilt. Ein Prozess wegen Stimmenkaufs läuft noch. Doch mit dem Erbe des Vaters hat Serge Dassault gut gewuchert, er vermehrte es und modernisierte das Unternehmen, indem er neue Geschäftsfelder erschloss. Dem Achtzigjährigen gelang ein Kabinettstück, von dem der Papa nicht einmal zu träumen gewagt hätte. Zur Imagepflege und politischen Einflussnahme hatte Marcel Dassault die illustrierte *Jours de France*, in der er unter der Rubrik «Café de Commerce» die Weltlage kommentierte. Serge Dassault aber kaufte in der Krise den *Figaro*, das konservative Flaggschiff des französischen Bürgertums. Wenn er Putin oder anderen Staatschefs seine Waffen und Flieger verkaufen wollte, nahm er den Chefredaktor mit zum Interview.

Der Patriarch strapazierte die Mitarbeiter und missbrauchte das Blatt. Zum neuen Jahr schrieb er jeweils einen Leitartikel. In seinem letzten lobte er Macron, der in acht Monaten die Reformen schaffte, an denen die Rechte dreissig Jahre lang scheiterte. Gleichwohl blieb der *Figaro* eine hervorragende, auch glaubwürdige Zeitung und ist heute die stärkste Pressemarke in Frankreich. In seinem Büro, in dem er täglich arbeitete, erlag Dassault einem Herzinfarkt. Er wurde 93 Jahre alt. *Jürg Altwegg*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Über 50 und arbeitslos: Chancen wahrnehmen

ab Montag, 4. Juni 2018, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 11. Juni 2018, täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:

www.fokus-kmu.tv

Die Legende vom heiligen Adam

Von *Philipp Gut* — Adam Quadroni wurde von den Medien zum Helden und Opfer hochgeschrieben. Eine Spendenaktion für den Whistleblower in der Bündner Bauaffäre erzielte Rekordsummen. Dabei hat er das halbe Tal über den Tisch gezogen. Sogar seine Geschwister brachte er um ihr Erbe.

Ich lege für Herrn Quadroni meine Hand ins Feuer.

Giusep Nay, alt Bundesrichter

Quadroni hat alles verloren, ausser seiner Ehrlichkeit und seiner Aufrichtigkeit.

Natanael Wildermuth, Student und Fundraiser

Was man in den letzten Wochen über Adam Quadroni lesen konnte, trägt Züge einer Liturgie. Der fallierte Bauunternehmer aus Ramosch im Unterengadin wurde in kurzer Zeit zu einem gefeierten Medienstar und zu so etwas wie einem sakulären Heiligen des Internetzeitalters. Die vordergründigen Fakten sind bekannt: Quadroni hatte indirekt über einen Berater die eidgenössische Wettbewerbskommission (Weko) über Preisabsprachen in der lokalen Bauwirtschaft informiert. Kürzlich büsste die Weko mehrere Unternehmen mit insgesamt 7,5 Millionen Franken. Am Montag nun reichte die am härtesten bestrafte Firma Foffa Conrad Rekurs beim Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen ein. Zur nationalen Lichtgestalt wurde Quadroni aber erst durch einen Mehrteiler des Onlinemagazins *Republik*. Der *Blick*, der später allerdings agil drehte, die *Schweizer Illustrierte*, die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens und andere Medien zogen nach: Sie zeichneten die herzerreissende Geschichte eines Aussteigers, der dem Baukartell mutig die Stirn bot und dafür brutal abgestraft wurde. Als Konsequenz seiner Information an die Weko habe er alles verloren, sein Geschäft und sein privates Glück – so der Tenor der Berichte.

Hunderte von Betreibungen

Das Bild, das die Medien von Adam Quadroni zeichneten, entfaltete erstaunliche Wirkung. Aufgrund der Berichterstattung lancierte der Student Natanael Wildermuth zugunsten von Quadroni eine Spendensammlung im Internet. «Quadroni hat alles verloren, ausser seiner Ehrlichkeit und seiner Aufrichtigkeit», begründete Wildermuth sein Engagement – im Einklang mit den Medienberichten. Viele Leser im Unterland glaubten es aus der Ferne: Das Crowdfunding erzielte Rekordsummen, innert Kürze kamen über 250 000 Franken zusammen. Prominente Fürsprecher setzten sich für Quadroni ein. Alt Bundesrichter Giusep Nay hat sogar die Kommunikation für Quadroni übernommen und steht ihm «beratend zur Seite». Ruft man Quadroni auf einer seiner beiden Handynummern an, verweist er an Nay. Der ehemalige Bundesrichter hält Quadroni für einen Ehren-



Endlose Reihe von Geschädigten: Pleitier Quadroni.

mann, auf den er nichts kommen lässt: «Ich lege für Herrn Quadroni die Hand ins Feuer», liess sich Nay in der Presse zitieren.

Für die neugegründete *Republik* war das Rührstück über Quadroni der erste journalistische Coup in der noch jungen Geschichte des Magazins. Der Plot der Erfolgsstory: Weil er gepfiffen hat, ist Whistleblower Quadroni kaputtgemacht und schliesslich von der Polizei sogar öffentlich verhaftet worden. Dumm nur: Diese Zusammenhänge sind konstruiert. Der im letzten Sommer erfolgte Polizeieinsatz hatte nichts mit dem Weko-Fall zu tun, sondern mit Drohungen von Quadroni gegen Frau und Kinder («Dichtung und Wahrheit in der Bauaffäre», *Weltwoche* Nr. 20/18). Ebenso verhält es sich mit den finanziellen Problemen von Adam Quadroni und seiner Baufirma Linard Quadroni SA. Auch sie reichen lange vor die Zeit des Aufblühens der Bauaffäre zurück. Schon die blosse

Chronologie der Ereignisse entlarvt diesen behaupteten Zusammenhang als Märchen: Die Meldung an die Weko erfolgte im Jahr 2012. Doch Quadroni war schon viele Jahre zuvor in Schieflage geraten, sowohl geschäftlich wie privat. In seinem Wohnort Ramosch (Gemeinde Valsot), aber auch weit darüber hinaus im ganzen Unterengadin und bis in die Kantonshauptstadt Chur, ja bis nach Zürich und Bern findet sich eine schier endlose Reihe von Geschädigten. Quadroni hat Lieferanten, Kunden, Arbeiter jahrelang um ihren Lohn, aber auch den Kanton, den Bund und die Sozialversicherungen um die ihnen zustehenden Beträge gebracht. Dass Quadroni Leistungen bezieht und dafür nicht bezahlt, zieht sich wie ein roter Faden durch sein Leben. Es ist seine Masche.

Eine Übersicht über das finanzielle Schlamassel geben die amtlichen Betreibungsregister und Schuldenverzeichnisse. Blenden

wir zum Beispiel ins Jahr 2001 zurück. Schon damals sah sich Quadronis Geschäft mit 28 Betreibungen konfrontiert, das sind mehr als zwei pro Monat. Und das war kein Ausrutscher, ganz im Gegenteil: Zwischen 2001 und 2011 wurde die Firma insgesamt über 270-mal betrieben. Die Summe der Betreibungen der Linard Quadroni SA in dieser Zeit vor der Informierung der Weko erreichte beinahe vier Millionen Franken. Hinzu kamen Dutzende von privaten Ausständen, die sich auf mehr als eine Viertelmillion beziffern.

In diesem Stil ging es weiter. Von Anfang 2011 bis Mitte 2012 erfasste das Betreibungsamt Inn, ansässig in Sent, nicht weniger als 107 Betreibungen an die Adresse des Geschäfts von Adam Quadroni. Unter den Gläubigern finden sich Kleinunternehmen aus der Region, aber auch die (damalige) Gemeinde Ramosch, die Gemeindeverwaltung Tschlin, die Eidgenössische Steuerverwaltung, die AHV-Ausgleichskasse Graubünden oder die Stiftung FAR. Diese ermöglicht den flexiblen Altersrücktritt im Baugewerbe, die Baumeister sind von Gesetzes wegen verpflichtet, in diese soziale Einrichtung einzuzahlen. Total belaufen sich die geschäftlichen Betreibungen aus diesen eineinhalb Jahren auf 1 603 506 Franken.

Löhne und Sozialabgaben nicht bezahlt

Wie ehemalige Arbeiter von Quadroni berichten, hat der Chef ihnen häufig die Löhne nicht bezahlt. Manche kämpfen bis heute um ihren Lohn, andere haben aufgegeben. 2014 ging das Unternehmen von Quadroni in Konkurs, 2015 folgte der Privatkonkurs. Mit der Abwicklung ist die Curia Treuhand in Chur als ausserordentliche Konkursverwalterin betraut. Sie versucht die übriggebliebene Substanz der Firma zu veräussern, um so weit als möglich die Gläubiger zu befriedigen. Doch gerade die vielen betrogenen Kleinunternehmer in der Region können sich kaum mehr Hoffnungen machen, dass sie ihr Geld je erhalten werden. In der Rangliste der Gläubiger stehen sie ganz hinten.

Der Stimme dieser Leute, die von Quadroni geprellt worden sind, ist bisher in den Medien kaum Gehör geschenkt worden – sie passen schlecht ins Bild des armen Opfers Quadroni, der ausgegrenzt und letztlich in seiner beruflichen wie privaten Existenz vernichtet worden ist. Doch wer ist hier wirklich Opfer, und wer ist Täter? Könnte es sein, dass die Geschichte von Adam Quadroni neu geschrieben werden muss?

«Sie sind der erste Journalist aus dem Unterland, der zu uns hochgekommen ist und mit uns spricht», sagt Bernhard Schaad, seit über zwanzig Jahren Wirt im Hotel «Posta» in Ramosch. Das Haus liegt an der Hauptstrasse von Zernez in Richtung Landesgrenze bei Martina. Wir setzen uns draussen auf den Balkon. Diesen Balkon habe Quadroni gebaut, erzählt Schaad und fügt an, er sei mit der Ausführung der Arbeit sehr zufrieden. Das ehemalige Areal der

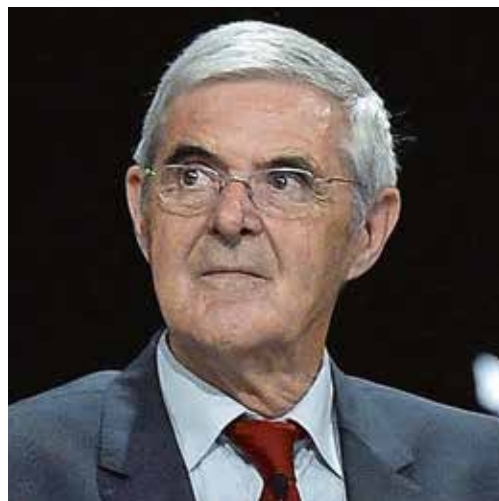
Linard Quadroni SA liegt in Sichtweite, ebenfalls an der Hauptstrasse. Es gehe ihm nicht darum, Adam Quadroni in die Pfanne zu hauen, so Schaad. Sein Anliegen sei vielmehr, endlich eine «faire Berichterstattung» zu erreichen. Die Bewohner des Unterengadins fühlten sich von den Medien auf eine Weise porträtiert und verunglimpft, in der sie sich nicht wiedererkennen würden. Die Journalisten hätten das Zerrbild eines «böartigen Gebirgsvölkchens» gezeichnet, das sich auf Quadroni eingeschossen habe. Diese Darstellung sei komplett falsch, sagt der «Posta»-Wirt: «Es heisst, wir seien gegen ihn, weil er geplaudert habe. Das ist Unsinn.»

«Er hat im Engadiner Kleingewerbe erheblichen Schaden angerichtet.»

Quadroni habe das halbe Tal gegen sich aufgebracht, weil er laufend das lokale Gewerbe geschädigt habe.

Er habe zu Quadroni anfänglich ein gutes Verhältnis gehabt, der Baumeister sei öfter mit seiner Schwester vorbeigekommen, um Kaffee zu trinken, berichtet Schaad. Seit zirka 2006 habe er auch geschäftlich mit ihm zu tun gehabt: Quadroni quartierte Mitarbeiter im Hotel «Posta» ein, wo es neben Zimmern auch Wohnungen gibt. Bald aber erlebte Bernhard Schaad, was zahllose andere Geschädigte auch erfahren mussten: Quadroni bezog zwar munter Leistungen, als gäbe es kein Morgen, aber er bezahlte dafür nicht. Schaad wollte Quadroni entgegenkommen und schlug ihm vor, dass dessen Arbeiter – anstatt auf Aufträge zu warten und Däumchen zu drehen – die Fassade des Hotels renovierten. Dafür hätten die Arbeiter weiter bei ihm wohnen dürfen. Doch Quadroni habe abgelehnt.

Nach seinen enttäuschenden Erfahrungen hält Hotelier Bernhard Schaad mit Kritik am Geschäftsgebaren von Adam Quadroni nicht zurück: «Er hat das halbe Engadin über den Tisch gezogen und im Kleingewerbe erhebli-



Wo bleibt seine Urteilsfähigkeit? Alt Bundesrichter Nay.

chen Schaden angerichtet», sagt Schaad. Dabei habe Quadroni ständig neue Anwälte engagiert, um die vielen Rechtshändel zu bestreiten. Von den meisten Anwälten trennte sich Quadroni bald wieder – oder sie trennten sich von ihm. So genau weiss man das nicht. Dass nun mit Giuseppe Nay ausgerechnet ein ehemaliger Bundesrichter zum juristischen Beraterstab des



Bot Hand zu Lösung: Hotelier Schaad.

notorischen Schuldenmachers zählt, löst im Engadin Kopfschütteln aus und erschüttert das Vertrauen in den Rechtsstaat. Die bange Frage steigt auf: Wenn er für einen Mann wie Quadroni die Hand ins Feuer legt – für wen hat Nay dann als Richter sonst noch die Hand ins Feuer gelegt? Wie steht es um seine Urteilsfähigkeit und sein Gerechtigkeitsempfinden?

«Ich mag nicht mehr»

Ein Lied singen von den Geschäftsmethoden des Adam Quadroni kann auch das Ehepaar Priska und Daniel Cotti. Er ist Schreiner, Künstler und Bildhauer und hat mitgeholfen, Quadronis luxuriöses Privathaus in Ramosch zu bauen. Dem Auftraggeber sei nur das Beste gut genug gewesen, erzählt Daniel Cotti. «Er wollte etwas, was niemand sonst hat.» Cotti fertigte nach den Wünschen Quadronis Böden, Treppen und aufwendig geschnitzte Türen – doch zahlen wollte Quadroni nicht. Sieben Jahre lang musste der stolze Handwerker um das Geld kämpfen. Am Ende erhielt er es, nach einer endlos scheinenden, für ihn belastenden Zeit. «Ich hatte viele schlaflose Nächte», sagt Cotti, «sicher mehr als Adam Quadroni.» Sein Urteil: «Er hat alle über den Tisch gezogen, mit denen er zu tun hatte, seit eh und je.» Vielen gehe es noch schlimmer als ihm, Cotti – sie würden ihr Geld wohl nie sehen. Natürlich könne ein Unternehmer mit seiner Firma Pech haben. Das gehöre zum Unternehmertum. Der Fall Quadroni sei aber anders gelagert: Wenn jemand mit seinem Geschäft in Schieflage gerate, könne er doch privat nicht so kutschieren, meint Daniel Cotti.

»» Fortsetzung auf Seite 19

Er weiss von nichts

Von Christoph Mörgeli — SP-Nationalrat Andrea Hämmerle kämpfte an vorderster Front für das Nationalparkzentrum in Zernez. Obwohl er Präsident der zuständigen Kommission war, will er keine Ahnung von Preisabsprachen gehabt haben.

Das waren noch schönere Zeiten im sonnigen Engadin: SP-Nationalrat Andrea Hämmerle, Präsident der Nationalparkkommission, feierte am 31. Mai 2008 sich selber und das neue Nationalparkzentrum in Zernez. Linard Bardill dirigierte zum freudigen Anlass einen Schülerchor. Architekt Valerio Olgiati hatte nicht nur diesen Bau projektiert, sondern auch Bardills Ateliergebäude. Regierungspräsident Stefan Engler (CVP) nannte das Parkzentrum ein «Symbol für Aufbruch und Selbstbewusstsein». Und SP-Bundesrat Moritz Leuenberger attestierte den beiden Betonklötzen «Symbolcharakter».

Kritik an der SP

Exakt zehn Jahre später hängen dunkle Gewitterwolken über der einst so lieblichen Szenerie: Im Kanton Graubünden hat der Bauabspracheskandal ein politisches Erdbeben ausgelöst. Mittendrin: die Firmen Foffa Conrad AG sowie Lazzarini AG, die auch das Nationalparkzentrum gebaut haben. Stefan Engler, heute Ständerat und Lazzarini-Verwaltungsratspräsident, kämpft um sein politisches Überleben. Der Bau hat mittlerweile tatsächlich «Symbolcharakter» erlangt, allerdings in etwas anderem Sinn als die Prophezeiung des Ex-Implenia-Verwaltungsrats Leuenberger.

Explizit wegen des Bauskandals kandidiert der parteilose Linard Bardill für den Bündner Regierungsrat. Und er spart nicht mit Kritik an der SP und deren Exponenten. Allerdings hatte es ihm Andrea Hämmerle auch leichtgemacht. Dieser setzte sich in einem Leserbrief in der *Südoschtweiz* für den SP-Regierungsratskandidaten ein, und zwar mit der Unterstellung, alle drei wiederkandidierenden Regierungsräte seien «in irgendeiner Form in den Skandal verwickelt». Dann kritisierte Hämmerle den für die SVP kandidierenden Polizeikommandanten Walter Schlegel wegen dessen «offensichtlich unverhältnismässigem Polizeieinsatz gegen einen wahrscheinlich



Ganz Saubermann: SP-Platzhirsch Hämmerle.

ungefährlichen Whistleblower» – angesichts von mutmasslichen häuslichen Drohungen für einen Sozialdemokraten eine allzu harmlose Interpretation.

Aber auch die CVP bekam von Andrea Hämmerle ihr Fett weg: Diese Partei stelle seit zwanzig Jahren die Chefs des Baudepartements, die nichts unternommen und nichts gewusst hätten von den «jahrelangen rechtswidrigen Absprachen im Bauwesen». Ganz Saubermann, fuhr Hämmerle fort: «Die SP ist die einzige Regierungspartei, die in keiner Weise mit den illegalen Machenschaften zu tun hat. Keiner ihrer Exponenten ist in diese Geschichte verwickelt.»

Liedermacher Bardill packt aus

Linard Bardill entgegnete auf diese Anmassung in der *Südoschtweiz am Sonntag*: Als Präsident der Nationalparkkommission habe Andrea Hämmerle an den jeweiligen Sitzun-

gen teilgenommen. Der Liedermacher will nicht glauben, dass der damalige SP-Nationalrat «nichts von den Druckversuchen des Baukartells gewusst hat». Hämmerle wiederum reagierte empört auf die Anschuldigungen Bardills, der sich «als einziger Saubermann ins Licht» stellen wolle. Dessen Vorwürfe seien «völlig absurd» und «faktenwidrig». Er, Hämmerle, habe an keiner einzigen Sitzung teilgenommen, an der über die Preise verhandelt worden sei. Und dann schob er die ganze Schuld der Baukommission und deren Präsidenten zu, nämlich seinem Nachfolger als Nationalparkpräsident, dem FDP-Grossrat Robert Giacometti. Dabei hatte Hämmerle über den Engadiner Zuckerbäcker 2008 noch geurteilt: «Ich habe mit Robert Giacometti ja schliesslich einen sehr guten Nachfolger.» Dennoch muss Hämmerle jetzt einräumen, dass die von ihm präsierte Nationalparkkommission «jeweils den abschliessenden Vergabeentscheid gefällt» habe.

«Schaler Beigeschmack»

Nun bezeichnete Wahlkämpfer Linard Bardill Andrea Hämmerle im *Bündner Tagblatt* als «mutlos» und als «Mittäter im Schweigen» angesichts von Mehrkosten durch vermutete Absprachen von gegen einer Million Franken. Auf seinem Blog übte Bardill sogar Kritik an Hämmerles umstrittener Rolle bei der Abwahl von Christoph Blocher («schaler Beigeschmack»). Er

Der Betonbau kostete statt der projektierten acht Millionen vierzehn Millionen Franken.

publizierte einen Mail-Verkehr, der belegt, dass Hämmerle über Probleme der Bauvergabe orientiert gewesen war. Der zuständige Bauleiter hatte 2006 nämlich auf ein Rechtsgutachten gedrängt. Laut Rücksprache von Baukommissionspräsident Robert Giacometti bei Andrea Hämmerle drückte

Letzterer aufs Tempo und interessierte sich kaum für die Offerten der Firma Foffa Conrad. Dem Bauleiter wurde explizit die Einholung eines Rechtsgutachtens untersagt, worauf dieser seinen Job frustriert hin-schmiss.

Im Wortlaut schrieb Baukommissionspräsident Giacometti an den misstrauisch gewordenen Bauleiter: «Ich habe gestern Abend nach unserem Gespräch noch mit Andrea Hämmerle gesprochen. Er ist wie alle anderen der Meinung, dass wir mit Foffa Conrad verhandeln sollten und unbedingt die Vergabe der Arbeiten nächste Woche beschliessen müssen. Nach seiner Beurteilung bringt uns auch ein Gutachten nicht weiter. Das weitere Vorgehen würde ohnehin, mit einem Gutachten zu unseren Gunsten oder zu Gunsten von Conrad, zu einer nochmaligen Ausschreibung der Baumeisterarbeiten führen, und das wollen wir alle nicht, auch Du nicht.»

Hämmerles Seilschaften

Schliesslich meldete sich auch noch der aus Zernez stammende Tierarzt Guolf Regi in der *Südosstschweiz* zu Wort. Regi war der Kopf einer Bürgerbewegung, die 2004 die Überbauung der denkmalgeschützten Wiese vor dem Schloss Planta-Wildenberg in Zernez verhindern konnte. Als «Drahtzieher» des Olgiati-Projekts sei Andrea Hämmerle «in einen Bauplanungsskandal verwickelt, der für unseren Kanton wohl einmalig ist». Hämmerle habe beim Monumentalbau «sehr eng mit einer Baufirma zusammengearbeitet, die offenbar bereits gebüsst worden ist».

Wegen Hämmerles Seilschaften zu Parteien, Medien und zur Kantonsregierung konnte das Projekt nur dank privater Einsprache verlegt werden. In Zernez als landesweit waldreichster Gemeinde wurde für den Bau ausschliesslich Beton verwendet; auch aus den verheissenen Sgraffiti einheimischer Künstler wurde nichts. Dafür baute man mit teurem Weisszementbeton, für den aus der ganzen Schweiz Material herangekarrt werden musste. Im «demokratisierten Schloss», wo früher «die hohen Tiere» geherrscht hätten (Moritz Leuenberger), herrschen heute ausschliesslich die hohen Tiere der Parkverwaltung – das gewöhnliche Volk hat nur mit Führungen Zutritt. Der Betonbau kostete statt der projektierten acht Millionen vierzehn Millionen Franken.

Und wie hiess wohl der Präsident des Preisgerichts, das diesen teuren Preisabsprachebau ausgewählt hat? Sein Name war – Andrea Hämmerle.

Seine Frau Priska bringt das Gespräch zurück auf die mediale Berichterstattung. Beim Lesen der Hymnen über Quadroni sei ihr fast schlecht geworden, sagt sie und spricht aus, was viele im Unterengadin erfahren haben: «Er hat beschissen, wo er konnte, und kommt am Ende noch gross heraus.» Manche mögen darüber gar nicht mehr reden. Spricht man sie auf den Namen Adam Quadroni an, winken sie resigniert ab: «Ich mag nicht mehr.»

Quadroni torpediert jeden Schritt

Tatsache ist: Adam Quadroni hat sich früher oder später praktisch mit allen verkracht. Die Zerwürfnisse reichen bis in den innersten Kern der Familie. Die *Weltwoche* hat sich mehrmals mit Cla Quadroni unterhalten, dem Bruder von Adam. Selbst bei ihm steht Adam in der Kreide. Besonders geärgert hat sich Cla, als im Zuge der Spendenaktion für Adam Quadroni auf der Homepage der *Republik* Übernachtungen

Gemäss Erbvertrag hätte Quadroni seine Geschwister auszahlen müssen, doch das hat er nie getan.

in einer angeblich Adam Quadroni gehörenden Jagdhütte für Tausende von Franken angeboten wurden. In Wirklichkeit gehört diese Hütte nur zu einem Drittel Adam. Ein weiterer Drittel gehört Cla, und der letzte Drittel ist immer noch auf den Namen des Vaters eingetragen. Das lässt sich durch amtliche Dokumente belegen, welche die *Weltwoche* eingesehen hat. Und es kommt noch viel schlimmer: Vom ganzen Erbe von Vater Linard – er verstarb 2005 – haben die übrigen Quadroni-Geschwister bis heute keinen Rappen gesehen. Adam Quadroni übernahm das Geschäft seines Vaters, und im Erbvertrag wurden ihm auch sämtliche Liegenschaften übertragen. Gemäss diesem Vertrag hätte Adam Quadroni seine Geschwister auszahlen müssen, doch das hat er nie getan – vor dem Konkurs nicht, und danach erst recht nicht mehr. Die Geschwister haben das Nachsehen. Auch sie zählen zur Schar der Geprellten und liegen mit dem Bruder angesichts von dessen desaströser Finanzlage in wohl ziemlich aussichtslosen Rechtsstreitigkeiten.

Besonders ärgerlich ist für sie und die anderen Geschädigten, dass Adam Quadroni bis heute jeden Schritt im Konkursverfahren juristisch torpediert. Am 6. Februar 2018 gab das Konkursamt der Region Engiadina Bassa / Val Müstair an die Gläubiger die Meldung durch, das Konkursverfahren sei «infolge eines Beschwerdeverfahrens vor Bundesgericht» sistiert worden. Und weiter: «Wie viel Zeit dieser Konkurs noch in Anspruch nehmen wird, ist schwer abzuschätzen.» Auch die Käufer von Land und Maschinen aus der Konkursmasse müssen warten, ihr Eigentum bleibt blockiert.



«Schlaflose Nächte»: Handwerker Cotti.

Adam Quadroni: ein Held? Ein Heiliger gar? Die Fakten sprechen eine andere Sprache. Fairerweise muss man sagen – das gehört zu einem ausgewogenen Gesamtbild –, dass er als Whistleblower natürlich entscheidend dazu beigetragen hat, dass die Preisabsprachen im Baugewerbe publik wurden. Doch wie gravierend das Wirken des Kartells wirklich war, muss vorderhand offenbleiben. Verteidigen will das Kartell niemand, aber bei der Einschätzung seiner Folgen gehen die Meinungen auseinander. Die Weko stützt sich bei ihren Aussagen über das finanzielle Ausmass nicht auf konkrete Zahlen und Berechnungen, sondern auf allgemeine Schätzungen und Erfahrungswerte. Die Bauunternehmungen Bezzola Denoth und Foffa Conrad ziehen die Verfügung der Weko mit dem Argument an das Bundesverwaltungsgericht weiter, die ausgesprochenen Bussen seien «unverhältnismässig hoch». Für gewisse Tatbestände seien sie «gleich mehr als einmal gebüsst» worden. Durch die Bussen seien die Unternehmen in ihrer Existenz bedroht. Dies widerspreche «jedem gängigen Rechtsverständnis». Andere sind der Ansicht, das Kartell habe weniger die Preise in die Höhe getrieben als vielmehr dazu gedient, die beteiligten Firmen auszulasten und die Arbeiter zu beschäftigen. So gesehen, wären die Absprachen eine besondere Form von Selbsthilfe in der sozialen Marktwirtschaft – zugunsten der Mitglieder und zu Lasten der auswärtigen Konkurrenz.

«Kein Kommentar»

Adam Quadroni will zu den Vorwürfen der zahlreichen Gläubiger auf Anfrage der *Weltwoche* keine Stellung nehmen. Und was sagt sein Sprecher und Berater, alt Bundesrichter Giuseppe Nay? Legt er für Quadroni immer noch die Hand ins Feuer? «Weder Adam Quadroni noch sein Anwalt, noch ich erteilen Auskünfte», knurrt Nay am Telefon. Konkrete Nachfragen zu den zweifelhaften Geschäftsmethoden seines Schützlings klemmt er ungehalten ab. Es scheint, dass ihm das Feuer doch allmählich etwas heiss geworden ist. ○



Feige Männer bekommen feige Söhne: Kämpfer in der TV-Serie «Vikings».

Essay der Woche

Oje, alter Schwede

Von *Katerina Janouch* — Bärtig, in gehörntem Helm, Schrecken ganz Europas – das war einmal. Die Kühnheit der Wikinger ist versunken im Sumpf des Gender-Wahns. Angst dominiert Schwedens antiphallische Kultur. Und niemand hat mehr guten Sex. Wie konnte es bloss so weit kommen?

Am Montag begann in Schweden die «Woche der Krisenbereitschaft». An alle Haushalte wurde die Broschüre mit dem Titel «Wenn es zu Krisen oder Krieg kommt» verteilt. Mit dieser Kampagne der Zivilschutzbehörde soll das Bewusstsein der Bürger dafür geschärft werden, was im Fall einer unvorhergesehenen Katastrophe zu tun sei – eines Terroranschlags, einer Cyberattacke oder einer Krise in der Versorgung mit Lebensmitteln oder Wasser.

Die schwedische Regierung hat erkannt, dass die Bereitschaft der Bürger, in solchen Krisensituationen selbst Verantwortung zu übernehmen, recht gering ist. Ein Ex-Polizist formulierte es so: «Wenn der Staat nicht will, dass bei einem Katastrophenfall die halbe Bevölkerung stirbt, dann muss er die Leute darauf vorbereiten, so dass sie lernen, eigenverantwortlich zu handeln.»

Das ist die Konsequenz der Mentalität in einem wohlhabenden Land, für dessen Bürger der fürsorgliche Staat eine solche Selbstverständlichkeit geworden ist, dass sie davon ausgehen, in einem Krisenfall werde schon für sie

gesorgt. Da stellt sich natürlich die Frage, wie es mit dem Männerbild und der Verteidigungsbereitschaft eines Landes aussieht, in dessen Geschichte es starke, tapfere Helden gegeben hat.

Gehirnwäsche in der Schule

Denken wir nur an die Wikinger oder an König Karl XII., den Oberbefehlshaber der schwedischen Truppen im Grossen Nordischen Krieg gegen das Dreierbündnis Dänemark, Sachsen-Polen und Russland, der 1700 ausbrach. Seine Führung und taktische Klugheit bereiteten den Weg für die anfänglichen Siege der schwedischen Truppen, und 1706 hatte er, bis auf Russland, praktisch alle Feinde besiegt. Wie konnte dieses Erbe zu einem Kult verkommen, in dem Männlichkeit und alles, was auch nur andeutungsweise wie männliches Selbstbewusstsein aussieht, vehement abgelehnt werden?

Im heutigen Schweden ist – wenn man den feministischen Gruppen und linken Gender-Propagandisten Glauben schenken soll – der

weisse, heterosexuelle Mann das Böse schlechthin. Denken Sie sich jemanden wie Donald Trump, dann wissen Sie, wer gemeint ist. Die Kühnheit der Wikinger und der Kampfgeist Karls XII. sind versunken im Sumpf des Gender-Wahns. Es ist nicht leicht, in Schweden als Junge heranzuwachsen. Junge Männer berichten von der Gehirnwäsche, der sie in der Schule unterzogen werden. Alles, was mit Männlichkeit zu tun hat, gilt als verwerflich. Das alte Rollenmodell wird verteufelt, der Mann als Unterdrücker und potenzieller Vergewaltiger hingestellt, und Gender-Diktatorinnen verkünden, Geschlecht sei nichts als ein Konstrukt. Gleichzeitig sollen, wenn es nach den sozialistischen Parteien geht, schon Fünfzehnjährige eine Geschlechtsumwandlung beantragen können, wenn sie das wünschen.

Die positive Reaktion auf das Gender-Wirrwarr hat dazu geführt, dass deutlich mehr Geschlechtsumwandlungen vorgenommen werden, was von Experten sogar begrüsst wird. Seit vergangenem Jahr werden in der schwedischen Kirche für Gott geschlechtsneutrale Be-

griffe verwendet, eine Gruppe von Bauarbeitern trug pinkfarbene Pussyhats, um ihre Solidarität mit der feministischen Bewegung auszudrücken. Wie konnte es dazu kommen?

Alexander Bard, ein namhafter schwedischer Autor, Künstler und inzwischen auch Politiker, hat eine neue Bewegung ins Leben gerufen für all jene Männer, die mit der Stigmatisierung von Männlichkeit nicht einverstanden sind. Diese Bewegung hat inzwischen Ableger in neun Ländern.

Männlichkeit ist «einschränkend»

«Schweden hat ein gigantisches Männerproblem», sagt Bard. «Ich weiss gar nicht, wo ich anfangen soll. Es ist vermutlich eine Kombination von zweihundert Jahren Frieden und pazifistischen Illusionen, die zu dieser Krise des schwedischen Mannes geführt hat. Dazu kommt die feministische Agenda, die in den Siebzigern von konformistischen linken Moralaposteln gekapert wurde, von Bewegungen, die den schwedischen Feminismus ruiniert haben. All das hat sich extrem negativ auf Frauen und Männer ausgewirkt.»

Der schwedische Mann ist schwach, wenn er sich nicht auf mächtige männliche Netzwerke stützen kann und keine gesellschaftliche Anerkennung genießt. Er verwandelt sich in ein Wrack, das Antidepressiva schluckt und wenig attraktiv ist. Heutzutage wimmelt es in Schweden von diesen traurigen Männern, die sich für hassenswert halten.

«Am besten», sagt Bard, «stehen noch die Naturwissenschaftler da, die Ingenieure und diejenigen, die in der Finanzbranche arbeiten. In diesen Nischen versteckt sich das schwedische Patriarchat. Was uns fehlt, ist männliches Selbstbewusstsein. Feige Männer bekommen feige Söhne. Konfliktscheu und Paranoia dominieren unsere antiphallische Kultur. Und niemand hat mehr guten Sex. Die Männer müssen sich wieder auf ihre Sexualität besinnen. Das ist das Wichtigste. Solange das nicht passiert, sind sie unglaublich.»

Bei einer Umfrage in Stockholm im Jahr 2011 gab jeder vierte Mann an, dass Männlichkeit «einschränkend» sei. Die befragten jungen Männer wollten sich an anderen Erwartungen orientieren und erklärten, dass ihnen das traditionelle Männerbild – hochgewachsen, behaart, muskulös, bärtig – nicht gefalle. Sozialistische und feministische Gruppen gründeten mit staatlichen Geldern eine Web-Initiative (die sogenannte «Machofabrik»), die jungen Männern einen Raum bot, um sich «neu zu definieren». Dies wurde als «Männerbewegung» bezeichnet, aber bei genauerem Hinsehen ging es um den «alternativen», den unmännlichen Mann.

Tatsächlich wird der unmännliche Mann in den Mainstream-Medien als erstrebenswert porträtiert. Oft hört man junge Männer sagen, dass es keine Rolle spiele, ob man eine Frau

oder ein Mann sei. Junge Männer haben enorme Probleme, sich als Mann zu bezeichnen und sich mit diesem Rollenbild zu identifizieren. Geschlechterunterschiede, heisst es, seien reine Konstruktionen. «Mir gefällt nicht, dass das Männliche oft als höherwertig angesehen wird. Ich finde es problematisch, wenn man sich als Mann oder als Frau ganz bestimmten Klischees entsprechend verhalten muss.»

Das ist natürlich auch eine Generationenfrage. Ältere Männer haben weniger Probleme mit ihrer Männlichkeit. Ein ehemaliger Offizier, der als Angehöriger des schwedischen Uno-Kontingents in Afghanistan stationiert war, bringt ein ganz anderes Verständnis von Männlichkeit zum Ausdruck: «Aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, dass ein Kriegsveteran, ein ausgebildeter Soldat, der mit einem Gewehr umgehen und kämpfen kann, in der heutigen schwedischen Gesellschaft als ziemlicher Aussenseiter gilt.»

Schweden ist tatsächlich ein durch und durch friedliches Land. Ein hohes Mass an Sicherheit und die lange Abwesenheit von Krieg haben Schweden verwandelt. An die Stelle von strategischem Denken, rationalem Handeln und Kampfbereitschaft sind Gefühle, Pazifismus und Sentimentalität getreten, die Angst vor Konflikten und unbequemen Entscheidungen Vorschub leisten.

Das hat unübersehbare Auswirkungen auf die Gesellschaft. Schweden hat es heute mit importierter Kriminalität und Konflikten unter Migranten zu tun, die völlig andere Wert-

vorstellungen haben als die friedfertigen Einheimischen. Das führt dazu, dass die Polizei hilflos reagiert und Bandenkriminalität sich ausbreiten kann. Einige warnende Stimmen sprechen schon davon, dass sich das Land auf bürgerkriegsähnliche Verhältnisse einstellen müsse.

Seit einigen Jahrzehnten leisten nur sehr wenige Schweden Wehrdienst. Früher lernten Soldaten nicht nur, dass es wichtig ist, Freiheit und Demokratie zu verteidigen. In der Armee lernten sie auch, in Einheiten zusammenzuarbeiten, in denen natürliche Führungsstärke ausgebildet und anerkannt wird. Diese Erfahrung übertrug sich auf das Berufsleben.

Führungspersönlichkeiten genossen wie selbstverständlich Ansehen, aber im Vordergrund stand für diese Menschen immer das Gemeinwohl. Nie wurde in Frage gestellt, dass eine gutgeführte Gemeinschaft gut für all ihre Mitglieder ist. Leider hat ein immer aus-

geprägter Individualismus – in Verbindung mit Identitätspolitik – zu überzogenen Ansprüchen geführt, die alle vernünftigen Werte aushöhlen. Das Ergebnis ist Verunsicherung und Handlungsunfähigkeit.

Männer, heisst es inzwischen, sollten sich ihrer Männlichkeit schämen. Traditionell männliche Normen gelten als «schlecht», auch wenn sie in bestimmten Zusammenhängen durchaus angebracht und sinnvoll sind. Unsichere Männer haben Schwierigkeiten, ihre Aufgabe und ihren Platz in der Gesellschaft zu finden. Weil alle Meinungen (ob zutreffend, realistisch, sinnvoll oder falsch) den gleichen Stellenwert haben, werden die traditionellen Ideale immer weiter untergraben.

Aber wie bei all solchen Phänomenen gibt es eine Gegenbewegung. Die jüngere Generation interessiert sich wieder für das traditionellere Männlichkeitsbild, will sich die eigene Maskulinität nicht verbieten lassen. Wie ein junger Vater sagte: «Mein Junge ist ein Junge, kein Neutrum. Niemand wird ihm weismachen, dass er als Junge wertloser oder schädlich oder unwichtig sei.»

Explosiv wie Alfred Nobels Dynamit

Vielleicht findet diese Gegenbewegung Anklang im einst stolzen Land von Gustav Wasa, der am 6. Juni 1523 zum König von Schweden gekrönt wurde. Noch heute wird am 6. Juni, dem Nationalfeiertag, der Errichtung eines unabhängigen Schweden gedacht. Der Typus des machtbewussten Herrschers, wie ihn

Gustav Wasa verkörperte, ist von dem heute propagierten Ideal des verweichelichten Mannes denkbar weit entfernt.

Die Wikinger waren so etwas wie Renaissance-menschen, die als Entdecker und Eroberer in die Welt hinausfahren; aber sie waren auch Handwerker, Bauern und Krieger. Heute müssen wir nicht mehr in die Welt hinausfahren, aber mutige Männer brauchen wir mehr denn je. Es würde mich nicht überraschen, wenn sich die Schweden von unheilvollen Ideologien abwendeten und zu alter Stärke und Furchtlosigkeit zurückfänden. Das

schwedische Modell könnte wieder Vorbild sein, explosiv wie Alfred Nobels Dynamit, aber so weitsichtig und friedfertig wie dessen eigene Warnung: «Wenn man weiss, welche Kraft in diesem Sprengstoff liegt, wird man ihn nicht verwenden.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Aktivist und Künstler Alexander Bard.

«Am besten stehen noch die Ingenieure da. In diesen Nischen versteckt sich das schwedische Patriarchat.»

Zum fünften Mal verheiratet

Von Patricia Riekel — Gerhard Schröder hat erneut sein Jawort gegeben. Ist der Altkanzler ein notorischer Frauenheld oder ein hoffnungsloser Romantiker? Weder das eine noch das andere ist der Fall.

Es sollte ein diskretes Treffen sein. In einem Dorf nördlich von München wollte die *Focus*-Redaktorin Doris Köpf im Frühjahr 1996 die wichtigsten Männer in ihrem Leben zusammenbringen: Helmut Markwort, ihren Chef, und Gerhard Schröder, ihren neuen Freund. Seit sich der niedersächsische Ministerpräsident wegen ihr von seiner Frau «Hillu» getrennt hatte, belagerten Reporter und Fotografen die blonde Journalistin. Auch für den ehrgeizigen Politiker eine schwierige Situation. Wie würden Medien und Wähler auf das Scheitern seiner dritten Ehe reagieren? Vertraulich wollten die beiden Herren die Sachlage besprechen, und ich war als Teil der Tarnung dabei.

Gerhard Schröder schien das Versteckspiel Spass zu machen. Ohne den üblichen Begleitschutz war er mit dem Auto von Hannover gekommen. Aber von Diskretion hatte er eine eigene Vorstellung. Auf seinem Kopf thronte wie ein Ausrufezeichen ein hoher Spitzhut aus Filz. So was trägt man sonst nur auf dem Oktoberfest. Auch wer ihn nicht kannte, drehte sich um. Der *Focus*-Chef suchte in einer Gaststätte nach einer stillen Ecke, aber Gerhard Schröder wollte in der Mitte sitzen. In Sichtweite einer lärmenden Schafkopf-Runde. Natürlich wurde er sofort erkannt. Ein Roter im schwarzen Herzen Bayerns, wo die Mehrheit der CSU eine unumstößliche Wahrheit ist. Trotzdem grosses Hallo und Schulterklopfen. Und schwupp, schon zauberte Schröder Autogrammkarten aus der Jacke und verteilte sie an seine neuen Männerfreunde. Ich kenne keinen anderen Politiker, der so spontan Nähe und hemdsärmelige Herzlichkeit herstellen kann wie er. Und dabei ungeübt auf sein privates Glück zurückgreift. Denn dass seine neue Freundin Doris aus der Gegend stammte, blieb kein Geheimnis. Wahrscheinlich fing er mit diesem Kurzauftritt ein paar Stimmen mehr für seine SPD ein.

Gerhard Schröder war der wohl männlichste Kanzler Deutschlands. Eine geballte Ladung Testosteron mit Wolfslächeln und Eroberer-Aura. Familienpolitik hat er einmal in seiner aktiven Zeit «Familie und Gedöns» genannt – was ihn für immer als Macho brandmarkte. Obwohl er die Formulierung später bereute. Sein Liebesleben hat die Öffentlichkeit oft mehr interessiert als seine Politik. Es war abwechslungsreicher! In jedem neuen Lebenskapitel tauchte eine andere Frau auf. Gerade hat der Altkanzler mit 74 Jahren zum fünften Mal geheiratet. Damit ist er schon fast die Liz Taylor der Politik, die es auf acht Ehen brachte. Was

soll man von so einem Mann halten? Ist er ein notorischer Frauenheld? Ein hoffnungsloser Romantiker, der immer wieder aufs Neue an die grosse Liebe glaubt? Ist er bindungsunfähig, oder hat er Angst vor dem Alleinsein?

Vielleicht ist er auch der Typ Mann, der nicht heiratet, sondern geheiratet wird. Weil Frauen auf solche Alphatiere stehen, weil seine Macht, seine Männlichkeit, seine Prominenz ihn zu einer begehrten Beute machen. Man muss nur einmal beobachtet haben, wie die Köpfe von

«Was meine Frau so unersetzbar macht, ist ihre Art, mich ständig zu fordern.»

Frauen hochfliegen, wenn er einen Raum betritt. Da kommt ein Kerl mit der breitbeinigen Erotik eines John Wayne, der im Saloon aufräumt.

Die unglaubliche Geschichte des Tagelöhnerkindes aus der Behelfsbaracke, das zum mächtigsten Mann Deutschlands aufstieg, wäre ohne Frauen nicht denkbar. Wenn die Beziehung nicht mehr zur Karriere passte, machte er Schluss. Jedoch nur, wenn die nächste Dame schon vor der Türe stand.

Kämpfer — Gerhard Schröder heiratet 1968 zum ersten Mal. Mit 24 Jahren, seine Braut ist erst zwanzig. Aber Eva Schubach, die Jugendliebe, wird für ihn der Schlüssel zur bürgerlichen Welt. Aufgewachsen in bitterster Armut, erzwingt sich Gerhard Schröder nach der Volksschule mit Abendkursen das Abitur, beginnt Jura zu studieren. Ein Habenichtes, der Evas Vater bewundert: einen Bauunternehmer, der es zu Wohlstand und Ansehen gebracht hat. Davon träumt auch Gerhard Schröder. Die Ehe scheitert, weil er nur eine Zielrichtung kennt: nach oben. Nach der Scheidung heiratet er wenige Monate später Anneliese Taschenmacher. Das wird sich nun wie ein roter Faden durch sein Leben ziehen: Er heiratet nach einer Scheidung sofort wieder.

Aufsteiger — Er hat es geschafft. Anneliese unterrichtet am Gymnasium, er sammelt erste Erfolge als Anwalt. Endlich kann sich Gerhard Schröder, der in einer Baracke aufgewachsen ist, eine Wohnung leisten. Ein weiterer Schritt in die ersehnte gutbürgerliche Existenz. Es ist eine glückliche Ehe, aber Schröder fokussiert sich immer intensiver auf seine politische Kar-

riere in der SPD. So zerbricht auch diese Liebe, weil eine Frau auftaucht, die ihm besser dabei helfen kann, sein Juso-Image abzustreifen und in die Rolle des Staatsmannes zu schlüpfen.

Politiker — Hiltrud Hampel, genannt «Hillu», bringt alles mit, was ihm bei seinem Wahlkampf um das Amt des niedersächsischen Ministerpräsidenten nützlich sein wird: Attraktivität, Ehrgeiz, Polit-Verstand. Ihre zwei Töchter aus erster Ehe samt Hunden, Hamster und einem Pony sorgen für ein Bilderbuch-Image des neuen Ehepaares. Hemmungslos lässt Schröder die heimische Idylle vermarkten. Homestorys im Bauernhaus in Immensen. Die Kennedys von Hannover treten gemeinsam in TV-Shows auf. Nie zuvor hat ein Politiker sich privat so geöffnet wie Schröder. Und nie zuvor hat ein Politiker so unumwunden zugegeben, wie wichtig die Ratschläge der Frau an seiner Seite sind: «Was meine Frau so unersetzbar macht, ist ihre Art, mich ständig zu fordern, so etwas wie mein politisches Gewissen zu sein.»

Dann der Knall. Am 4. März 1996 um 9.21 Uhr meldet DPA das Ende der dritten Ehe von Gerhard Schröder. Selten hat die Scheidung eines Politikers ein ähnliches Medienecho verursacht. Hillu reagiert gekränkt, tiefverletzt gibt sie ein *Bunte*-Interview, in dem sie wenig nette Worte über ihren Ex findet. Aber in Schröders Leben ist einfach kein Platz mehr für «Hillu», die gerne in eine Sitzung hineinplatzte, wenn sie fand, dass er ihren politischen Rat brauchte. Wen wundert's, dass eine passendere Partnerin bereits parat steht.

Kanzler — Gerhard Schröder strebt nach der Kanzlerkrone. In dieser Phase benötigt er eine Frau, die Polit-Verstand, Souveränität und Menschenkenntnis besitzt. Die *Focus*-Redaktorin Doris Köpf wird seine engste Vertraute und Beraterin. Zur Hochzeit werden alle wichtigen Chefredaktoren Deutschlands eingeladen. Es wird gefeiert, gesungen, und jeder duzt jeden. Der Medienkanzler ist geboren. Doris bezieht im Kanzleramt neben ihrem Mann ein Büro. So viel Einfluss hatte noch nie eine Kanzlergattin zuvor. Der Machtmensch Schröder ist stolz auf seine Frau, erzählt, dass sie es war, die den Begriff «Agenda 2010» erfand. Sein «Doris hat gesagt...» wird zum geflügelten Wort in Berlin.

Als Kanzler wird er dünnhäutiger. Intrigen in der Partei, kritische Medienberichte, verlorene Landtagswahlen – alles zerzt an seinen Nerven. Ulrike Posche, die für den *Stern* immer wieder



Der alte Wolf als Role-Model für den modernen Mann: Gerhard Schröder mit seiner fünften Gattin, Soyeon Kim, 48.

über Schröder schreibt, beobachtet: «Nur bei Doris sieht man Gerhard Schröder überhaupt noch glücklich lachen.» Und: «Seine Ehefrau ist ihm Göttin und Königin, überhöht und verehrt.» Ihr Glück endet mit seiner Abwahl als Kanzler im September 2005. Ironie des Schicksals: Eine Frau hat ihn besiegt, Angela Merkel. Wie verkraftet Gerhard Schröder diesen Bedeutungsabsturz? Nach dem monumentalen Kanzleramt ist jetzt Familienleben angesagt. Seine Frau Doris fordert das ein. Jahre hat sie zurückgesteckt, jetzt treiben sie eigene politische Ambitionen in die Landespolitik. Schröder kümmert sich um die beiden russischen Adoptivkinder, den Hund und die Katze. Sein Leben hat sich um 180 Grad gedreht. Und was bedeutet das? Klar, eine neue Liebe.

Weltmanager — Der Ex-Kanzler ist als Berater und Strippenzieher weltweit gefragt. Jetzt möchte er endlich die Früchte seiner Anstrengungen genießen. Und weil Doris politisch ständig auf Achse ist, kommt die koreanische Wirtschaftsexpertin Soyeon Kim, 48, zur rechten Zeit. Sie hilft ihm beim Übersetzen seiner Biografie, gemeinsam reisen sie zu Fussballereignissen, zu Kunstausstellungen, zu politischen Events. Soyeon Kim ist eine verblüffende Zweitausgabe seiner vierten Ehefrau, nur eben dunkelhaarig. Wie Doris

ist sie zierlich, ehrgeizig und entschlossen. Vor Schmetterlingen wird gewarnt. Sie haben ein Rückgrat aus rostfreiem Stahl. Energisch übernimmt Soyeon Kim die Planung des gemeinsamen Lebens. «Wir werden in Zukunft zwischen Deutschland und Korea pendeln», erklärt sie im *Bunte*-Interview. Der Ex-Medien-

Etwas von ihrer Zähigkeit und Loyalität scheint er in allen Frauen gesucht zu haben.

kanzler lächelt auch diesmal in die Kameras. Neues Leben, neues Glück. Eines muss man ihm lassen: Jede seiner Ehen hielt länger als die vorausgegangene.

Auf Spurensuche nach dem Frauenbild von Gerhard Schröder landet man unweigerlich bei seiner Mutter Erika. Eine Frau aus kleinsten Verhältnissen, die putzen ging, um ihre fünf Kinder irgendwie durchzubringen. «Wir waren die Asozialen», erinnert sich Gerhard Schröder – und trotzdem bezeichnet er seine harte Kindheit als glücklich. «Löwin» nannte er seine Mutter voller Respekt, weil sie immer kämpfte, nie aufgab.

Etwas von ihrer Zähigkeit und Loyalität scheint er in allen Frauen gesucht zu haben. «Er hatte immer schon diese sentimentale Leiden-

schaft für Frauen, die für ihn kämpfen, die den Verrat wittern, den Feind. Frauen, die – ja so abgenudelt das klingt – neben ihm ihren Mann stehen», schreibt Ulrike Posche über ihr Lieblingsobjekt Gerhard Schröder.

Er hat versucht, sich aus seinen vier Ehen mit Anstand zu verabschieden. Mehr als seine Bücher, seine Wäsche und einige Bilder hat er nie mitgenommen. Und die Einsicht: «Was schiefgegangen ist, hat sicher immer mit mir zu tun und mit jener Unbedingtheit, mit der ich meine Arbeit verrichte.» Das sagte er nach der Scheidung von «Hillu». Den Kontakt zu seinen Ex-Frauen und Ex-Stiefkindern hält er aufrecht, wenn das gewünscht wird.

Ich gebe zu, dass mich dieser Mann beim Schreiben über sein Liebesleben überrascht hat. Wie viele hatte ich das Bild des ewigen Kämpfers vor mir, der Zigarre raucht, lautstark ist, auf seinem Weg nach oben die Frauen austauscht wie getragene Hemden. Dabei dient der alte Wolf in Wirklichkeit als Role-Model für den modernen Mann, der die Partnerschaft mit einer Frau sucht, deren Stärke er akzeptiert und sich ihr auch unterordnet, wenn sie es besser weiss. Solche Männer braucht das Land.

Patricia Riegel ist Herausgeberin der Gruppe Burda Style. Sie war zwanzig Jahre lang Chefredaktorin der *Bunten*, des erfolgreichsten People-Magazins im deutschsprachigen Raum.

Mörgeli

Gesucht ist Mister Teflon

Von Christoph Mörgeli

Er/sie soll befehlen über 2200 Untergebene, drei Fernseh-, sechs Radio- und drei Musikspartenprogramme. Doch beim Schweizer Fernsehen SRF gilt Basisdemokratie. Darum wird das Inserat für den/die neuen/neue «Direktor/Direktorin» elektronisch irgendwo zwischen «Agile Software-Tester/in» und «Praktikant/in Talk-Sendung Schawinski» platziert. Beim Schweizer Fernsehen ist aktuell Swisness Trumpf: «Damit die Besten das Beste aus sich herausholen, brauchen sie eine inspirierende Heimat: Willkommen in der Welt von SRF!»

O du liebe Heimatwelt. Die Suche nach dem Direktor oder der Direktorin wurde allerdings der amerikanischen Firma Spencer Stuart anvertraut. Genauer, deren Niederlassung in Zürich. Noch genauer, J. Maurice Zufferey, der zufalls-, aber praktischerweise wie der SRG-Präsident Jean-Michel Cina aus dem schönen Wallis stammt. Zufferey ist Spezialist für mittelalterliche Klostersgeschichte, ehemals oder aktuell Verwaltungsrat von Hiestand-Gipfeli, Mövenpick Hotels & Resorts, Grand Casino Luzern und Provins. Von den vom neuen SRF-Direktor geforderten «guten Kenntnissen der Medienlandschaft» ist Zufferey völlig unbelastet. Wir gehen aber zuversichtlich davon aus, dass er weiss, wie man ein Fernsehgerät einstellt.

Auch die in Frage kommenden Bewerber – gerade mal eine Handvoll – scheinen Herrn Zufferey gänzlich unbekannt. Darum werden sie ausdrücklich aufgefordert, ihre Unterlagen «mit Foto» einzusenden. Als Nachfolger für Ruedi Matter als SRF-Programmdirektor gesucht wäre laut Ausschreibung eine «breit interessierte, gewinnende, integrative Persönlichkeit» – also das volle Gegenprogramm zum bisherigen Amtsinhaber.

Gefordert sei vor allem «Gelassenheit und Konfliktfähigkeit im Umgang mit Anfechtungen im öffentlichen Kontext». Im Klartext: Der neue SRF-Direktor soll sich bei der ideologischen Programmgestaltung und deren üppiger Finanzierung keinesfalls von irgendwelchen Stänkerern aus der SVP-Ecke beirren lassen. Gesucht ist ein Mister Teflon mit aalglatt-dicker Haut, an dem jede Kritik der Aktion Medienfreiheit abprallt. J. Maurice Zufferey hat den Mister Teflon, dem nichts etwas anhaben kann, längst in seinem Wallis gefunden: Christophe Darbellay. Niemand sonst verfügt wie er über die geforderte «starke Affinität zu politischen Abläufen sowie zu gesellschaftspolitischen Realitäten».

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Grillieren die Grillini Merkel?

Von Peter Bodenmann — Die fremdenfeindlichen italienischen Populisten sind wirtschaftspolitisch vernünftige Schüler von Keynes.



Sie fordern das, was die Linke längst hätte realisieren müssen.

Man muss Donald Trump dankbar sein. Er macht klar, wie amerikanischer Imperialismus funktioniert.

Eines seiner Ziele: Das amerikanische Handelsbilanzdefizit muss massiv reduziert werden. China und Deutschland setzt Trump mit immer neuen *Schreckmümpfeli* unter Druck.

Die Schweiz ist pro Kopf in Sachen Handelsbilanzüberschüsse in der Trump-Sprache böser als China und Deutschland. Wir sind trotzdem nur kleine Sünder, weil es zehnmal mehr Deutsche und 150-mal mehr Chinesen als Schweizer gibt. Aber wir werden trotz dem freundlichen amerikanischen Botschafter in Bern auch noch zur Zielscheibe werden.

Die Chinesen denken und planen langfristig. Sie können, wenn sie weniger exportieren dürfen, ihre potenziell noch unendlich grosse Binnennachfrage stimulieren. Zurzeit geben sie etwas nach, bauen Gegendruck auf und verzichten auf lächerliches Twitter-Gewitter. Die Chinesen haben kaufkraftbereinigt die USA überholt und scheinen neu die besseren Dealer zu sein.

Total konzeptlos ist die deutsche Politik. Und seit dem Abgang von Herausgeber Gabor Steingart leider auch das deutsche *Handelsblatt*.

Neu kommt Deutschland nicht nur von Washington her unter Beschuss, sondern auch von Rom. Lega und die Cinque Stelle waren bereit, eine gemeinsame Regierung zu bilden. Ihr Wirtschaftsprogramm bewegte sich in der

Logik von Keynes. Steuern für Unternehmer runter. Mit 58 Jahren in Pension, damit es Arbeit für die Jungen gibt. Ein bedingungsloses Grundeinkommen von 780 Euro für junge Arbeitslose, damit sie nicht länger im Hotel Mama der Alten zur Last fallen.

Unter dem Strich wären in einer ersten Phase pro Jahr zusätzliche Defizite von 120 Milliarden Euro aufgelaufen. Diese hätten sich mittelfristig dank Wirtschaftswachstum schleichend in Luft auflösen sollen. Es ist nicht einmal ausgeschlossen, dass dies geklappt hätte.

In der ersten Runde hat Staatspräsident Sergio Mattarella das Experiment abgeschlossen. Die nächsten Runden kommen.

Der grosse Gewinner könnte Emmanuel Macron sein. Für ihn tut sich ein Zeitfenster auf. Wenn er will, bekommt er die Deutschen dank Trump und dank der Lega und den Grillini in den Griff. Denn von selbst werden Merkel, Scholz und Co. nie begreifen, wie Wirtschaftspolitik im Euro-Raum funktionieren kann: Die Löhne in Deutschland muss man massiv anheben. Die Investitionen in der EU flächendeckend mindestens verdoppeln. Die realen Zinsen auf tiefem Niveau einfrieren, bis Vollbeschäftigung herrscht. Und mit gemeinsamen Euro-Bonds verhindern, damit Italien für seine Schulden nicht mehr Zinsen zahlt als Deutschland. Alles machbar.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Und ewig währet das Papier

Von Kurt W. Zimmermann — Es ist verblüffend, dass die Leser immer noch viel lieber Zeitungen als Online-Seiten nutzen.

Das Ende stand kurz bevor. «20 Minuten wird noch vier Jahre gedruckt», sagte der kluge Experte, «dann ist Schluss.»

Die Fehlprognose, wonach das Blatt bald nur noch digital erscheine, stammt von Anfang 2013. Der kluge Experte hiess Hansi Voigt. Er war der vormalige Chefredaktor von 20 Minuten online.

Es ist dies nur ein Beispiel dafür, wie sehr vermeintliche Online-Experten seit je die Kraft des Papiers unterschätzen. Die gedruckte Ausgabe von 20 Minuten hat heute in der Deutschschweiz 1,3 Millionen Leser. Und das Blatt rentiert wie verrückt.

Wir beschreiben damit einen Trend, der gegen den scheinbaren Zeitgeist läuft. Auch heute haben Online-News bei der Resonanz nicht die geringste Chance gegen gedruckte Informationen.

Zum Beleg werden wir etwas technisch. Wir zeigen an ein paar Deutschschweizer Medienmarken, wie viele Leser ihre Print-Ausgabe täglich hat, wie viele Nutzer ihr Online-Auftritt täglich hat und wie viele Doppelnutzer sie haben, die sowohl Print wie Online konsumieren.

Mediennutzung	nur Print	nur Online	beides
20 Minuten	1015	635	305
Tages-Anzeiger	345	193	35
NZZ	224	160	15
Luzerner Zeitung	275	50	17
St. Galler Tagblatt	267	39	11
Annabelle	212	139	20
Bilanz	162	106	10
Basler Zeitung	94	51	6
Blick	399	619	78

(Zahlen in Tsd.)

Die Tabelle räumt mit den zwei grossen Irrtümern rund um die Verlagsbranche auf.

Irrtum Nummer eins: Online ist der wichtigste Informationskanal. Das stimmt in keiner Weise. Die Zeitung ist weiterhin die klare Nummer eins. Die gedruckten Ausgaben der grossen Titel erreichen deutlich mehr Publikum als die digitalen Angebote. Einzige Ausnahme ist der *Blick*, weil Unterhaltung und Boulevard im Internet am besten funktionieren.

Irrtum Nummer zwei: Print und Online ergänzen sich. Das stimmt in keiner Weise. Keine 10 Prozent des Publikums nutzen sowohl das Angebot auf Papier wie auch das Angebot im Netz. Entweder liest man die Zeitung, oder man liest den Online-Auftritt, beides zugleich aber nicht. Einzige Ausnahme



Irrtum Nummer eins: Online-Experte Voigt.

sind die jungen Leser von 20 Minuten, von denen rund 30 Prozent sowohl das Blatt wie die Website konsumieren.

Zeitungen sind also weiterhin die erst-rangige Informationsadresse. Online-News sind nur zweite Garnitur.

Nur löst diese Frohbotschaft leider das Problem der Zeitungsverlage nicht. Zeitungen müssen gedruckt und ausgeliefert werden. Das ist enorm teuer. Zeitungen brauchen, neben den Abos, darum auch Werbeeinnahmen, um ihre hohen Kosten zu decken. Doch die Inserate im Print sind rückläufig, weil Print, anders als Online, keine personalisierte Werbung ermöglicht.

Online-Publikationen haben keine Kosten für Druck und Spedition. Sie können darum mit viel tieferen Einnahmen aus dem Leser- oder aus dem Werbemarkt überleben.

So ergibt sich das Paradoxon, dass Zeitungen beim Publikum zwar viel erfolgreicher als Online-Angebote sind, aber dennoch weniger erfolgreich überleben können. Digitale Angebote, mit ihren tiefen Kosten, kommen durch. Gedruckte Angebote, mit ihren hohen Kosten, haben es schwer.

Es werden darum in der Schweiz in diesem Jahr noch zwei bekannte Tageszeitungen vom Markt verschwinden. Welche zwei es sind, erfahren Sie nächste Woche.

Im Eventbereich

Von Henryk M. Broder — Gegen Gauland in Frankfurt.

Stellen Sie sich bitte einmal vor, Sie gehen in Zürich über den Paradeplatz und hören plötzlich hinter sich eine laute Stimme: «Frau/Herr Soundso, ich würde Sie bitten, den Paradeplatz zu ver-



lassen. Wir wollen heute den Sieg unserer Fussballmannschaft feiern, und Sie sind hier unerwünscht. Verlassen Sie bitte den Paradeplatz.»

Sie schauen sich um und sehen eine Frau mittleren Alters, die Ihnen folgt und die Szene mit einem Smartphone aufnimmt. Mit einer schon heiseren, sich überschlagenden Stimme schreit sie Ihnen nach: «Es wäre supernett, wenn Sie einfach versuchen würden, Richtung Limmatquai zu gehen.» Unmöglich, werden Sie sagen, so etwas kann doch in Zürich nicht passieren. Stimmt, in Zürich nicht, in Frankfurt am Main aber schon. Dabei ist die Stadt nicht nur eine Banken- und Handelsmetropole. Hier tagte 1848/49 in der Paulskirche das erste deutsche Parlament, hier findet die weltgrösste Buchmesse statt, hier wird jedes Jahr der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels vergeben. Seit 1998 nennt sich die fünftgrösste Stadt der Bundesrepublik «Europastadt Frankfurt» und will damit nicht nur einen Beitrag zur europäischen Integration leisten, sondern auch signalisieren, dass sie liberal, tolerant und weltoffen ist.

Ausser, wenn Alexander Gauland, der Vorsitzende der AfD, zu Besuch kommt. Dann kann es passieren, dass er zur Persona non grata ausgerufen wird, obwohl er nichts gemacht hat, was anstössig, ordnungswidrig oder verboten wäre. Er war einfach nur da. Die Person, die ihm den Platzverweis erteilt hatte, stellte das Video gleich darauf ins Netz und feierte ausgelassen ihren Sieg: «Den hab ich erfolgreich aus der Altstadt vertrieben ... dieser Arsch darf heute nicht dabei sein.»

Wer war's? Die Geschäftsführerin der Frankfurter Grünen, Daniela Cappelluti. Schaut man sich ihre Website an, erfährt man, dass sie Sozialarbeit studiert hat und «Assistentin von Daniel Cohn-Bendit in Frankfurt und Brüssel» war, bevor sie sich «im Eventbereich selbständig» gemacht habe. Gut, könnte man sagen, die Frau hat einen an der Klatsche, aber was sagt ihre Partei zu der Aktion? Sie habe nicht im Namen der Partei agiert, erklärte ein Sprecher der Frankfurter Grünen, sondern «als Privatperson nach ihrer Façon» und «im Über-schwang der Gefühle» gehandelt.



Bekanntnis zum Standort: geplante und gebaute Roche-Hochhäuser im Basler Wettsteinquartier.

Wo Gott hockt

Der Pharma-Riese Hoffmann-La Roche baut mitten in Basel Turm um Turm. Die Politik steht geschlossen hinter den Projekten. Rekurse gibt es keine. Kritik aber schon.

Von Katharina Fontana

Er ist nicht zu übersehen. Wo immer man in Basel steht oder fährt, der Roche-Turm drängt sich früher oder später ins Bild. 178 Meter ist er hoch und damit das grösste der Schweizer Hochhäuser – im Vergleich dazu nimmt sich Zürichs Prime Tower mit seinen 126 Metern geradezu bescheiden aus. Noch ragt der Riese mit dem schmucklosen Namen Bau 1 als gezackter Solitär einsam am Kleinbasler Rheinufer in den Himmel. Doch nicht mehr lange: Auf dem Roche-Areal im Wettsteinquartier wird bereits an Bau 2 gearbeitet. Der zweite Turm soll noch höher werden: 205 Meter, verteilt auf 50 Stockwerke. Bis 2022 will man ihn fertig haben, und wie sein Zwilling soll er als Bürogebäude dienen. 3000 Leute sollen dereinst dort arbeiten und zu den 2000 Angestellten hinzukommen, die schon heute im 2015 eröffneten Bau 1 untergebracht sind. Eine Stadt in der Stadt, innovativer Arbeitsort für die besten Talente weltweit.

Was auf dem Basler Roche-Areal bereits realisiert oder noch geplant ist, ist schlicht gigantisch. Rund um die beiden Riesentürme, gebaut von den Basler Stararchitekten Herzog & de Meuron, werden weitere Hochhäuser entstehen. Für die Firma besonders bedeutend ist das neue Forschungszentrum für 1900 Mitarbeiter: Vier Gebäude werden dazu errichtet, das höchste misst 132 Meter. Wer sich das Ganze aus der Nähe ansieht, ist unweigerlich beeindruckt; die Riesenbaustelle lässt erahnen, was hier in den nächsten Jahren aus dem Boden wachsen wird. Greifbar wird das Ganze im Info-Center, das Roche jüngst in Bau 1 eröffnet hat und in dem sich Interessierte anhand von Modellen oder mit 3-D-Brillen ein Bild davon machen können, wie das Quartier in der Zukunft aussehen wird. Und das wird deutlich anders sein als heute.

In anderen Schweizer Städten dürfte man sich die Augen reiben. Während vielerorts

Grossprojekte, die ungleich bescheidener sind als jenes in Basel, politisch verhindert oder durch Rekurse jahrelang verzögert werden, kann Hoffmann-La Roche ihre umwälzenden Pläne in der Stadt am Rheinknie störungsfrei verwirklichen. Die links dominierte Basler Regierung ist über das Vorhaben des Pharmariesen hochofrent und hat keine Zeit verloren, die Bebauungspläne durchzuwinken. Auch die Parteien von rechts bis links stehen geschlossen hinter dem Roche-Umbau. Was könne der Stadt schon Besseres passieren, als dass ein ausgezeichnete Steuerzahler und begehrter Arbeitgeber seine Zukunft in Basel plane, so der Tenor. Und wenn dazu noch ein weltweit gefeiertes Architektenbüro verantwortlich zeichne, seien Zweifel an der Exzellenz des Vorhabens ohnehin nicht angebracht. Die Investition ist auch für die reiche Roche kein Klacks: Laut Angaben des Unternehmens wurden über die letzten

zehn Jahre bereits fünf Milliarden Franken in Basel investiert, bis zum Abschluss der Arbeiten sollen nochmals drei Milliarden dazukommen. Bei diesen Beträgen verschrägt es auch kapitalismuskritischen Kreisen die Sprache. So äusserten selbst die Basler Grünen, die Jungsozialisten und die Linksalternativen nur kurz zaghafte Bedenken wegen des Mehrverkehrs und verstummten dann rasch wieder.

Dass das Pharmaunternehmen in Basel auf so viel Wohlwollen zählen darf, hat nicht nur mit dem Pekuniären zu tun. Die Basler haben seit je ein speziell enges Verhältnis zu Hoffmann-La Roche. Die 1896 im Wettsteinquartier gegründete Firma galt stets als die vornehmste und grosszügigste unter den Basler «Chemischen». Dass sie in ihrer Heimatstadt noch immer derart hohes Ansehen geniesst, hängt auch mit den steinreichen Besitzerfamilien Hoffmann und Oeri zusammen, die als Mäzene ganz wesentlich zu Basels Ruf als Kultur- und Kunststadt beitragen.

Niemand legt sich mit Roche an

Doch nicht alle haben Freude an den spektakulären Hochbauten. Ganz speziell gilt das für die unmittelbaren Anwohner im Wettsteinquartier, die in ihren hübschen Häusern oder Wohnungen aus den 1930er Jahren die Veränderungen sehr direkt zu spüren bekommen. Seit Jahren schon leben sie mit dem Baulärm und werden diese Situation auf absehbare Zeit noch hinnehmen müssen. Für Aussenstehende erstaunlich ist, dass sich kaum jemand aus dem Quartier gewehrt hat. Gegen den Bau des ersten Turms gab es lediglich rund zehn Einsprachen, ein paar Jahre später, als die Pläne für den zweiten Bau bekannt wurden, waren es knapp neunzig. Die Behörden wiesen alle Einsprachen ab, worauf die Anwohner klein beigaben: Keiner von ihnen reichte Rekurs beim Gericht ein, keiner versuchte, die Sache auf juristischem Weg zu blockieren. Warum nicht?

Roland Hofmann kennt die Antwort. Der pensionierte Heilpädagoge und Tai-Chi-Lehrer hat vor ein paar Jahren mitgeholfen, einen Anwohnerverein zu gründen. Hofmann wohnt eine Querstrasse vom Roche-Areal entfernt. Von seinem Wohnzimmer aus geht der Blick auf einen schmalen, lauschigen Garten – und auf den Roche-Turm. Steht der zweite Turm, stehen die Forschungshochhäuser, so wird Hofmann vom Himmel nur noch wenig sehen und oft im Schatten sitzen. Er ist nicht der Einzige.

Dem Verein sei es aus taktischen Gründen nur darum gegangen, Verbesserungen für die Anwohner zu erwirken, und nicht darum, das Projekt als solches zu verhindern, erzählt Hofmann. Ein Referendum über die Bebauungspläne anzustreben und das Vorhaben politisch zu bekämpfen, habe angesichts der Geschlossenheit der Parteien keinen Sinn gehabt. Auch gerichtlich wollte niemand gegen Roche vorgehen. Man habe sich zuerst überlegt, wegen

Wertverminderung der Liegenschaften zu verhandeln und allenfalls zu klagen, habe aber die Mittel für eine umfassende Expertise nicht aufbringen können. Zudem hätten alle der angefragten Anwälte von diesem Vorgehen abgeraten – wobei auch kaum einer bereit gewesen wäre, die Anwohner gegen Roche zu vertreten, sagt Hofmann. Die Kanzleien der meisten Anwälte in Basel hätten irgendwie mit der Roche zu tun und wollten deshalb kein Mandat übernehmen.

Angesichts dieser Umstände ist der Verein mit dem Erreichten zufrieden. Man habe viel für die Lebensqualität im Quartier heraus-

Die Firma lässt sich das gute Einvernehmen mit den Nachbarn einiges kosten.

geholt. Die Verantwortlichen bei Roche seien verhandlungsbereit und entgegenkommend gewesen. Die Firma lässt sich das gute Einvernehmen mit den Nachbarn – man könnte auch sagen: deren Stillhalten – einiges kosten. So wurden etwa in ganzen Strassenzügen im Wettsteinquartier Schallschutzfenster eingebaut, um den Baulärm zu dämpfen, zudem werden an besonders belasteten Lagen bis zu 30 Prozent Mietzinszuschüsse ausgerichtet. Bei der Frage, ob sich die Anwohner von den Behörden mehr Unterstützung gewünscht hätten, muss Hofmann lachen. «Wenn jemand unsere Anliegen abgeblockt hat, dann war das die Stadt.» Wichtige Verbesserungen – etwa die Umleitung einer Buslinie, um das Quartier zu entlasten – habe man schliesslich nur erreicht, weil man sie bei Roche vorgebracht und die Firma sie bei der Stadt gefordert habe.

Hochhäuser statt Münster

Die neue Hochhauszone betrifft aber nicht nur die direkten Anwohner, sondern die ganze Stadtbevölkerung. Wer in Basel die Leute fragt, was sie vom monumentalen Roche-Turm halten, bekommt Unterschiedliches zu hören. Den einen gefällt er, den anderen nicht, die einen sind stolz auf die neue Skyline, den anderen ist die enorme Höhe ein Graus. Fest steht, dass der bestehende Turm und die weiteren, die in den nächsten Jahren noch erstellt werden, massiv ins baslerische Stadtbild eingreifen. Auch wenn man nicht so weit gehen will wie der frühere Basler Kantonsbaumeister Carl Fingerhuth, der das Bauvorhaben in der NZZ als «die gewalttätigste und respektloseste Architektur, die bis jetzt in der Schweiz gebaut wurde», bezeichnete: Tatsache ist, dass sich die Identität von Basel stark ändert. Man wird die Stadt künftig nicht mehr mit dem bekannten Münster assoziieren, sondern mit den beherrschenden Roche-Hochhäusern.

Deshalb die Frage an Jürg Erismann, den Standortleiter von Roche in Basel/Kaiseraugst:

Warum ist es nötig, dass Roche in der Stadt derart in die Höhe baut? Zumal die Firma ja auch ihren Standort im aargauischen Kaiseraugst hätte erweitern können. «Basel soll nicht nur Konzernhauptstadt von Roche sein, sondern auch Forschungszentrum und Produktionsstandort», meint Erismann, damit bekenne sich die Firma zum hiesigen Standort. Das Industrieareal sei begrenzt, die Verdichtung nötig, und die gesamthaft rund 5000 Arbeitsplätze in den beiden Bürohochhäusern werde man auch auf längere Sicht benötigen, trotz sich ändernder Arbeitsbedingungen. Bei Roche ist man überzeugt, dass das neue Hochhausviertel bei der Bevölkerung Anklang finden wird. Schon jetzt, so heisst es, sei die Postkarte von Basel mit dem Roche-Turm die beliebteste.

Wie auch immer: Roche, so kann man sagen, gehört heute so sehr zu Basel, wie das für kein anderes Unternehmen in keiner andern Schweizer Stadt gilt. Der wuchtige Turmbau zu Basel legt allerdings offen, dass die umgekehrte Aussage wohl ebenso zutreffend ist: Basel gehört zu Roche und tut alles, um das global tätige Unternehmen bei Laune zu halten. Das sind die realen wirtschaftlichen Machtverhältnisse, um die man in Basel bestens weiss. Aber, so dürfte sich manch einer fragen: Ist es wirklich nötig, im Stadtbild so offensichtlich zu zeigen, wo Gott hockt? ○

Jetzt bestellen:
«Checkliste
Pensionierung planen»
vz.ch/merkblatt

Pensionierung

- **AHV**
Wie hoch ist mein Anspruch?
- **Pensionskasse**
Rente, Kapital, Kombination?
- **Hypothek**
Soll ich amortisieren?

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ zahlt sich aus. Überzeugen Sie sich selbst.



VermögensZentrum

Aarau | Basel | Bern | Chur | Fribourg | Genève | Lausanne | Luzern
Neuchâtel | Schaffhausen | Solothurn | St. Gallen | Zug | Zürich

www.vermoegenszentrum.ch

Mit Mist und Mais gegen Fahrende

Wenn es wärmer wird, schwärmen auch die Fahrenden wieder aus. Einige Bürger von Wileroltigen sind nicht begeistert. Das kleine Berner Dorf lässt sich einiges einfallen, um die Pläne der Berner Regierung für einen Transitplatz zu sabotieren. *Von Michael Baumann*

Zustände, so verheerend wie im letzten Jahr, will Armin Mürner heuer unbedingt verhindern. Der Siebzigjährige führt im beschaulichen Berner Dörfchen Wileroltigen den Widerstand gegen den Transitplatz für Fahrende an. Schon 43 Jahre lang wohnt Mürner in der Gemeinde, die rund 360 Einwohner zählt und am westlichsten Rand des Berner Mittellands liegt, direkt an der Saane und an der Grenze zum Kanton Freiburg. Seit 2014 hängt nun aber in Wileroltigen der Dorfsegen schief: Damals liessen sich zum ersten Mal Fahrende auf einer Parzelle hinter einem Rastplatz direkt an der Autobahn A1 nieder – und jedes Jahr wurden es mehr.

500 Fahrende mit 200 Fahrzeugen

2017 rasteten jeweils bis zu 500 Roma und Sinti aus Spanien sowie Frankreich mit rund 200 Fahrzeugen auf dem Transitplatz und schreckten dadurch die lokale Bevölkerung auf. Mürner und das Bürgerkomitee, dessen Präsident er ist, setzten daraufhin alle Hebel in Bewegung, um den Platz und damit die Fahrenden wieder loszuwerden. Dabei legt er Wert darauf, dass er grundsätzlich nichts gegen Ausländer habe. Mürner gehört auch keiner Partei an. Früher sass er als Parteiloser vier Jahre lang im Gemeinderat. «Wissen Sie, in so einem kleinen Dorf wie dem unsrigen kommt jeder einmal an die Reihe», sagt er lachend.

Die Wileroltiger störten sich vor allem daran, dass die Roma und Sinti über rund zehn Wochen ihre Notdurft im Wald sowie auf Feldern und Wiesen verrichteten. «Die Installation von mobilen Toiletten und Sanitäranlagen hatten diese Leute abgelehnt», sagt er. Dazu sei noch der normale Abfall gekommen. «Man kann sich den Gestank kaum vorstellen.»



Abwehrmassnahmen: Aktivist Mürner.



Notdurft auf Feldern und Wiesen: Transitplatz in Wileroltigen, August 2017.

Transparente im Dorf machen die Haltung der Dorfbewohner deutlich: «Fahrende nein – Transitplatz nein!» Zudem verstellten die Wohnwagen der unerwünschten Gäste den ganzen Autobahnrastplatz, so dass sonst kaum noch jemand Halt machen konnte. Die Einheimischen regten sich alsbald auch darüber auf, wie Mürner berichtet, dass die Fahrenden in Gruppen bis zu fünfzig Personen in den umliegenden Dörfern – neben Wileroltigen auch in Gurbrü, Ferenbalm und Kerzers – herumlungerten, ohne Bezahlung Benzin tankten und in den Läden Diebstähle verübten. Für Unruhe sorgten sie zudem im Schwimmbad in Kerzers, weil sie mit den Kleidern ins Wasser stiegen.

Streifzüge durch halb Europa

Jetzt, wenn es draussen grünt und blüht, geht auch die Saison der Fahrenden wieder los. Von ihren Winterstandplätzen aus machen sie sich auf durch halb Europa – und kommen dabei auch in der Schweiz vorbei. Auch dieses Jahr wohl wieder in Wileroltigen. Denn der Widerstand hat bis jetzt keinen durchschlagenden Erfolg gebracht. Ein Neun-Millionen-Franken-Projekt in Meisberg, das Entlastung gebracht hätte, wurde aus Kostengründen verworfen. Der Kanton hält an seinem Konzept fest und will auch dieses Jahr den Platz in Wileroltigen

den Fahrenden zur Verfügung stellen. Die Krux dabei ist, dass die betreffende Parzelle dem Bundesamt für Strassen (Astra) und nicht der Gemeinde gehört, weshalb diese direkt keinen Einfluss auf die Nutzung hat. Das Astra hat dem Kanton das Land gar zum Kauf angeboten. Mürner würde es am liebsten sehen, wenn Wileroltigen das Stück Land in der Landwirtschaftszone erwerben würde. Aber erstens fehlt es der kleinen Gemeinde am nötigen Geld und zweitens einem Angebot seitens des Astra.

Der Kanton Bern langt da natürlich gerne zu, denn die Suche nach Transitplätzen gestaltet sich überall als ein schwieriges Unterfangen. Wirklich willkommen sind die Fahrenden nirgends. Die Kantone sind aber angehalten, eine gewisse Anzahl Plätze zur Verfügung zu stellen. Vom Regierungsrat fühlt sich Wileroltigen im Stich gelassen. Auch wenn es politisch nicht korrekt ist, viele mögen sich nicht mehr mit der Faust im Sack begnügen.

Letztes Jahr wehrten sich die Wileroltiger erfolgreich gegen eine zweite Invasion. Nach zehn Wochen verlegten die Fahrenden ihren Standort ins Welschland. Als sie dem Vernehmen nach zurückkommen wollten, brachten die Einheimischen kurzerhand Mist und Gülle auf der Wiese aus und stellten Betonelemente

auf. «Daraufhin sind sie nicht mehr erschienen», berichtet Armin Mürner, der früher als Filialleiter in einem Migros-Fleischverarbeitungsbetrieb arbeitete.

In dieser Saison fällt die Abwehrmassnahme moderater, aber vielleicht von Anfang an effektiver aus: Auf dem Transitplatz hat der Bauer, der das Land vom Astra für ein Jahr gepachtet hat, den Boden umgepflügt und Mais angepflanzt. Die schnell in die Höhe wachsenden Pflanzen sollen die Fahrenden davon abhalten, aufs Feld zu fahren. Und wenn sie es doch tun, dann würden sie auf weichen Boden treffen, der für das Abstellen von schweren Wohnwagen nicht geeignet ist. Bis jetzt hat das gewirkt. Jedenfalls sind dieses Jahr noch keine Fahrenden aufgetaucht. «Hoffentlich bleibt das so», sagt Mürner.

Angst vor Definitivum

Die langfristigen Aussichten für die Gegner des Platzes erscheinen allerdings nicht rosig. Der Kanton beabsichtigt, mangels Alternativen auf der Matte an der Autobahn einen definitiven Transitplatz für ausländische Fahrende mit fünfzig bis siebzig Fahrzeugen einzurichten. An der Gemeindeversammlung am Dienstag von letzter Woche bekräftigten die Wileroltiger nochmals ihre Haltung: In einer Konsultativabstimmung sprachen sie sich gegen irgendeine Form von Transitplatz aus.

Mürner und der Gemeinderat hätten aus taktischen Gründen gerne einer befristete Lösung Hand geboten, in der Hoffnung, dass der Spuk in ein paar Jahren ein Ende habe. Davon wollten die Stimmberechtigten nichts wissen. Mürner verwies vergeblich auf das Beispiel Ins. Dort stellt die Strafanstalt dem Kanton superprovisorisch und befristet eine

Viele mögen sich nicht mehr mit der Faust im Sack begnügen, auch wenn es politisch nicht korrekt ist.

Parzelle zur Verfügung. In Wileroltigen befürchtete indes die Mehrheit, dass aus einem Provisorium rasch ein Definitivum würde. Um präventiv eine weitere Ausdehnung des Fahrendenlagers zu verunmöglichen, wurde an der Gemeindeversammlung ein Ortspolizeireglement verabschiedet. Damit soll verhindert werden, dass Private den Fahrenden Land zur Verfügung stellen können.

Wenn aber der Grosse Rat in Bern der Fahrenden-Politik von Regierungsrat Christoph Neuhaus (SVP) zustimmt und den Platz in Wileroltigen definitiv bewilligt, dann sind die Würfel wohl gefallen. Das weiss auch Armin Mürner. Auf kantonaler Ebene werde seine Gemeinde nur von der Jungen SVP unterstützt. «Nicht einmal für ein Referendum gegen den befürchteten Entscheid», so schwant ihm, «wäre dann Geld vorhanden.» ○

Schweiz

Übernahme des Euro inklusive

Mit seinem neuen Weissbuch will Peter Grünenfelder den EU-Beitritt «enttabuisieren». Inhalt und Zeitpunkt der Forderung sind erstaunlich. Was treibt den Avenir-Suisse-Direktor an?

Derzeit sind 81 Prozent der Schweizer gegen einen EU-Beitritt. Im Jahr 2010 waren es ungefähr zwei Drittel. Im Frühling 2010, noch unter Thomas Held, veröffentlichte die Denkfabrik Avenir Suisse ein Buch der beiden Philosophen Katja Gentinetta und Georg Kohler. Darin warben die beiden für die «Prüfung eines EU-Beitritts unter Beibehaltung des Schweizer Frankens».

Jetzt gehen Avenir-Suisse-Direktor Peter Grünenfelder und sein Stellvertreter Patrik Schellenbauer noch ein Stück weiter. Sie geben ein neues sogenanntes Weissbuch heraus. Dieses stellt laut *NZZ am Sonntag* einen «vollen EU-Beitritt inklusive Übernahme des Euro» zur Diskussion. Aus dem Buch gehe «eine klare Präferenz» für ein Rahmenabkommen oder einen Vollbeitritt hervor.

Brexit, Migrationskrise

Das Buch erschien erst nach Redaktionsschluss der *Weltwoche* und war für diese auch nicht vorher erhältlich. Ohne die genauen Inhalte zu kennen, kann man das aus der Presse Bekannte als Paradigmenwechsel bei Avenir Suisse in der Europafrage deuten. In der Ära von Direktor Gerhard Schwarz (Herbst 2010 bis Anfang 2016) äusserte sich der Think-Tank kritisch zur Europäischen Union. So schrieb Schwarz im Dezember 2015, die volle Integration in den EU-Binnenmarkt brächte «eine Fülle von flankierenden Regulierungen mit sich». Viele davon, «notabene im Arbeits- und Sozialrecht, sind nicht liberal, sondern dirigistisch». Sie würden «den Wirtschaftsstandort Schweiz schwächen und die persönliche Freiheit des Einzelnen einschränken».

In acht Jahren vom Euro-Turbo zum EU-Skeptiker und zurück: Die Positionen des Think-Tanks Avenir Suisse zur EU muten wie eine wilde Achterbahnfahrt an. Konnte man die Skepsis unter Gerhard Schwarz noch mit jüngeren Geschehnissen in der realen Welt erklären – Euro, Brexit, Migrantinnenkrise –, gibt die neueste Wendung Rätsel auf. Immerhin gibt es wenige Anzeichen dafür, dass die Euro-

päische Union ihre Probleme langsam, aber sicher in den Griff bekommt.

Gerne hätte die *Weltwoche* Peter Grünenfelder nach den Beweggründen für den Meinungsumschwung bei Avenir Suisse gefragt, konnte ihn aber weder per E-Mail noch telefonisch erreichen.

Markwalder-Faktor

Man kann also nur spekulieren: Ist Avenir Suisse im Besitz einer Kristallkugel, welche

der Europäischen Union wider Erwarten eine grossartige Zukunft zusichert? Will Grünenfelder einfach provozieren, um den etwas träge gewordenen Think-Tank wieder einmal so richtig ins Gespräch zu bringen? Oder ist der Chef von Avenir Suisse im Kern ein EU-Gläubiger, der auf den Pfaden der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs) wandelt? Es sei daran erinnert, dass Grünenfelder mit FDP-Nationalrätin Christa Markwalder liiert ist, einer der ganz wenigen Freisinnigen, die bis heu-



Think-Tank-Chef Grünenfelder.

Glaubt Avenir Suisse an eine grossartige Zukunft der Europäischen Union?

te der Nebs angehören.

Schon sechs Monate nach seinem Amtsantritt im April 2016 publizierte Grünenfelder eine sperrige «3-Säulen-Aussenwirtschaftsstrategie». Darin ergriff er Partei für «ausgebaute bilaterale Verträge» mit der EU, inklusive «dynamischer Rechtsanpassung», sprich Rahmenabkommen. Den Brexit geisselte der Avenir-Suisse-Direktor vor wenigen Wochen im Duktus absoluter Gewissheit: Eine Rezession nach der Brexit-Abstimmung sei nur durch das Eingreifen der Bank of England verhindert worden – eine Aussage, die bei den meisten Ökonomen Stirnrunzeln verursachen dürfte. Und Grünenfelder weiter: «Für beinahe alle Branchen im Vereinigten Königreich werden sich durch den EU-Austritt Nachteile ergeben.» Zu diesem Schluss komme «eine Analyse der Regierung». Dass es sich um eine kurze Powerpoint-Präsentation handelte, die klar als «Entwurf mit vorläufigen Ergebnissen» gekennzeichnet war, vergass Grünenfelder zu erwähnen. *Florian Schwab*

Abschied vom Wunderdoktor

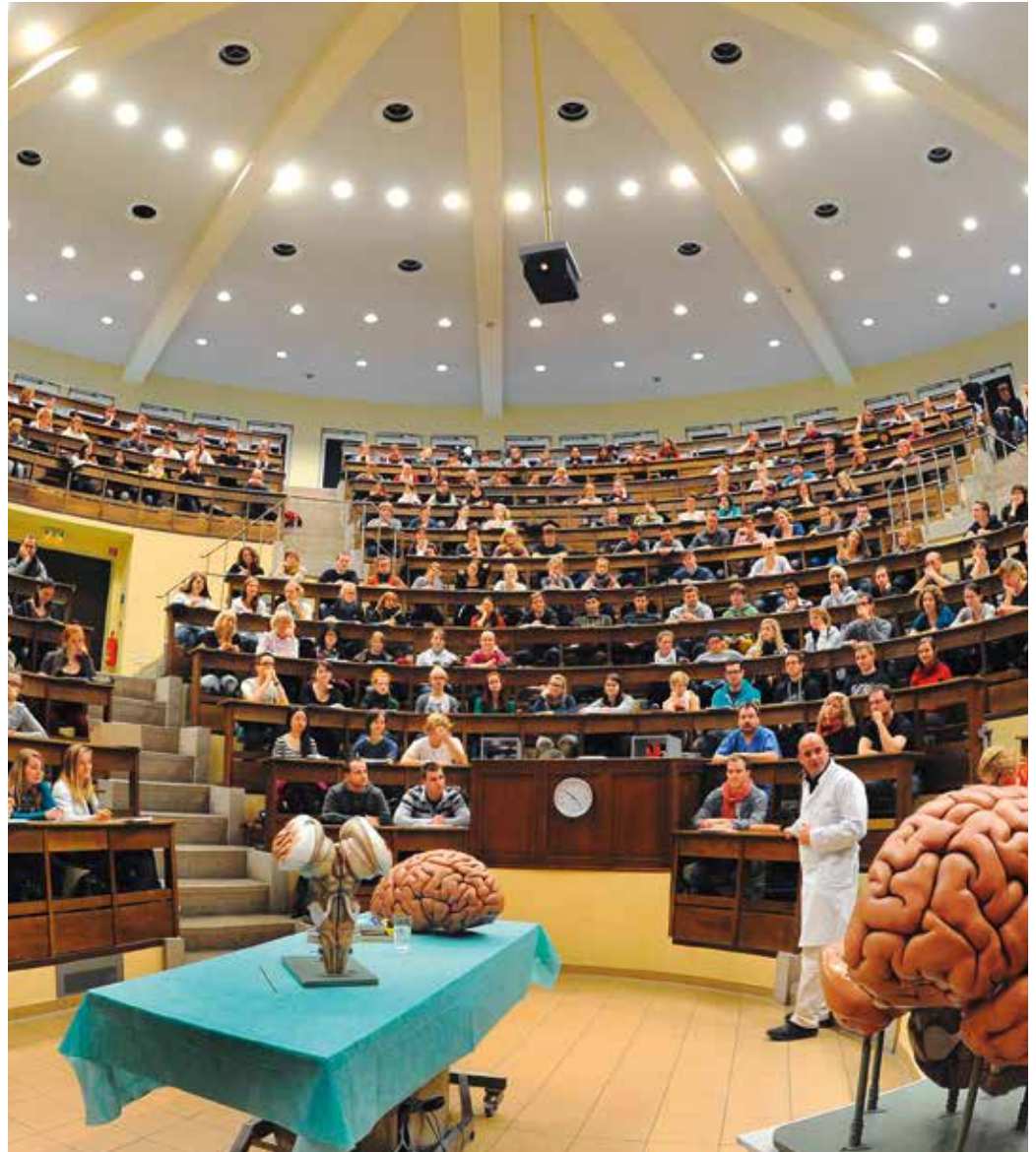
Die Medizinausbildung wird in der Schweiz in nächster Zeit massiv ausgeweitet, um den Ärztemangel zu mildern. Dieser Weg führt zu gewaltigen Fehlinvestitionen, wenn das Studium nicht verkürzt wird. *Von Beat Gygi*

Am Abstimmungssonntag vom 10. Juni kommt im Kanton St. Gallen eine Vorlage vors Volk, die auf den ersten Blick aussieht, als sei das eine Win-win-win-Lösung des Ärzteproblems, die der ganzen Schweiz nun richtig Dampf mache auf dem Weg in die Gesundheitszukunft. Die Politiker wollen in ihrem Kanton eine eigene Medizinausbildung einführen, um dem Ärztemangel entgegenzuwirken und zu der vom Bund geförderten langfristigen Ausweitung der Ausbildungskapazitäten in der Schweiz beizutragen. Das Vorhaben macht eine Anpassung des kantonalen Universitätsgesetzes nötig, die wegen des obligatorischen Finanzreferendums dem Volk vorzulegen ist. Das Kantonsparlament hat einstimmig ja gesagt zu dieser neuen Ausbildung zum «Joint Medical Master». Können die Bürger also bedenkenlos zustimmen, oder ist diese Begeisterung eher ein Warnsignal?

Es geht um eine Art Zukunftsmodell im Wachstumsgeschäft Gesundheit. Bei der neuen Ausbildung zum «Medical Master» bezieht sich das «Joint» auf den Umstand, dass diese in Zürich mit dem Grundstudium – identisch für alle – beginnt und anschliessend mit einem Master-Lehrgang in St. Gallen abgeschlossen wird und dass es in diesem Rahmen zu einer intensiven Kooperation zwischen dem St. Galler Kantonsspital, der Universität St. Gallen (HSG) und der Universität Zürich kommt. Eigentlich ist das Ganze schon am Laufen. Im vergangenen Herbst haben in Zürich vierzig Interessenten ihr Grundstudium mit dem Ziel begonnen, im Jahr 2020 nach St. Gallen ins Hauptstudium, den Master, zu wechseln; der HSG-Abschluss gilt für etliche als attraktive Spezialisierung in der Medizin-Szene.

Gut für das Land?

Wer gewinnt denn alles bei dieser Expansion? Zunächst einmal die an einem Medizinstudium Interessierten, da die Zahl der Studienplätze erhöht wird und der Numerus clausus, der heute etwa drei Viertel der Anwärter vom Medizinstudium ausschliesst, künftig etwas gelockert wird. Die von Bund und Kantonen 2016 lancierte landesweite Ausweitung der Medizinausbildung sieht vor, dass die Zahl der Ausbildungsplätze in der Humanmedizin von heute rund 1100 pro Jahr bis 2021 auf gut 1400 erhöht werden soll. Neben der HSG in St. Gallen treten auch die Hochschulen von Luzern (ebenfalls in Kooperation mit der Uni Zürich), Freiburg sowie die ETH Zürich in



Gibt es nur Gewinner? Neuroanatomie-Vorlesung.

Kooperation mit der Tessiner Universität neu auf den Markt.

Das zweite «win» soll der Bevölkerung zukommen, wie es etwa die St. Galler Kantons-

Akademiker, die später aus freier Wahl nicht berufstätig sind, sollten einen Steuerzuschlag leisten.

regierung immer wieder betont: Das neue Ausbildungsangebot sei speziell auf die Gesundheitsgrundversorgung ausgerichtet und solle den Ärztemangel in der Ostschweiz beheben; man hofft also, dass die Absolventen im Kanton bleiben. Aber auch mit Blick auf die

ganze Schweiz wird die Ausweitung der medizinischen Ausbildung als dringend nötig erachtet, um die wachsende Nachfrage der Bevölkerung nach Gesundheitsleistungen vermehrt aus einheimischer Produktion zu decken. Die Befürworter der neuen Ausbildungsgänge sehen es als Gewinn, wenn künftig nicht mehr derart viele Zuwanderer aus dem Ausland nötig sind, um den sogenannten Ärztemangel zu entschärfen. Die Formel heisst also: «Mehr Medizinausbildung ist gut für das Land.»

Das dritte «win» können die betroffenen Ausbildungsinstitutionen für sich verbuchen. Die zusätzlichen Studienplätze werden von Bund und Kantonen finanziert und geben den berücksichtigten Universitäten und Spitälern

die Gelegenheit, mehr Studenten und Patienten anzuziehen, mehr Personal anzustellen, ihre Lehr- und Verwaltungstätigkeiten zu erweitern und im politischen Prozess gewichtiger zu werden.

Gibt es beim ganzen Vorhaben denn nur Gewinner, keine Verlierer? Wie steht es mit den Steuerzahlern, die ja den Grossteil dieser Ausbildungsgänge bezahlen? Die politischen Parteien stufen dies offenbar als gutes Geschäft ein, auch die kantonale SVP-Delegiertenversammlung hat mit grosser Mehrheit ja gesagt. Erhalten die Bürger also einen vernünftigen Gegenwert, oder ist das öffentliche Geld schlecht investiert? SVP-Nationalrat Toni Brunner hat auf die Frage, ob er gegen den «Medical Master» sei, in einem Interview mit dem *St. Galler Tagblatt* gesagt, er sei tatsächlich kritisch eingestellt. Das werde dem Steuerzahler enorme Mehrkosten verursachen, und die Frage, ob dem Kanton die Ausgebildeten am Schluss erhalten blieben, sei völlig offen. Augenscheinlich hält er das Risiko für beträchtlich, dass sich die zusätzlichen Investitionen in medizinische Ausbildung für den Staat schlecht rentieren oder zum Verlustgeschäft werden.

Facharzt Diplom mit 37 Jahren

Ist das nicht heute schon der Fall? Ein Medizinstudium ist im Vergleich mit anderen Studienrichtungen sehr teuer, es kostet über eine halbe Million Franken, die über die Studiengebühren nur zu einem Bruchteil gedeckt ist. Für den Staat beziehungsweise für die Gesellschaft lohnen sich diese Investitionen nur, wenn die Absolventen mit ihrer Berufstätigkeit und ihren Steuerzahlungen eine gebührende Gegenleistung erbringen – und in jüngerer Zeit kommen vermehrt Fragen auf, ob dieses Verhältnis noch stimmt. Die Modernisierung der Arbeitswelt in Spitälern und Arztpraxen führt zu geringeren Wochenarbeitszeiten, zu mehr Teilzeitpensen und damit zu erhöhtem Personalbedarf und zu Kostensteigerungen. Hinzu kommt die Tendenz, dass mehr Ärzte und Ärztinnen vorzeitig aussteigen, um den Beruf zu wechseln oder sich zugunsten der Familie zurückzuziehen. Frauen tun dies 1,2- bis 1,6-mal so häufig wie Männer, sie haben oft die Familie im Fokus; wichtigster Ausstiegsgrund ist die fehlende Vereinbarkeit des Berufs mit der Kinderbetreuung.

Stefan Wolter, Leiter der Forschungsstelle Bildungsökonomie an der Universität Bern, hat kürzlich in der *Weltwoche* dargelegt, dass die geringen Studiengebühren und die hohen Studienkosten seiner Ansicht nach vertretbar sind, wenn die Absolventen des Medizinstudiums später wirklich im Beruf arbeiten, da sie so über Arbeitsleistung und höhere Steuern ja ihre Gegenleistungen für die Allgemeinheit erbringen. Bei einem frühen Ausstieg aus dem Arztberuf verschieben sich allerdings die Proportionen; für diesen Fall hat er vor einiger Zeit mit dem Vorschlag Aufsehen erregt, dass

Akademiker, die später aus freier Wahl nicht berufstätig sind, über einen Steuerzuschlag nachträglich einen Beitrag an die staatlichen Studienkosten leisten sollten.

Eine Ausweitung des Angebots an Studienplätzen, steigende Ausbildungskosten und gleichzeitig eine eher nachlassende Nutzung der erworbenen Fähigkeiten in der Ärzteschaft – wo führt das hin? Das führt zu Fragen, die in der Schweiz bisher in der Öffentlichkeit und auch in der Fachwelt nicht gross diskutiert wurden: Muss das Medizinstudium so teuer sein? Passt die Ausbildung noch zu den heutigen Anforderungen an den Arztberuf? Johann Steurer, Professor für innere Medizin an der Universität Zürich und Leiter des Horten-Zentrums für praxisorientierte Forschung und Wissenstransfer, beschäftigt sich seit etwa zehn Jahren mit diesen Fragen. Er hat wiederholt Vorschläge formuliert, wie eine moderne Medizinausbildung aussehen könnte, aber die Studiengänge an den Hochschulen werden weiterhin stark nach traditionellen Mustern

Passt die Ausbildung noch zu den heutigen Anforderungen an den Arztberuf?

gestaltet. Steurers Ansicht nach dauern das Studium und die Facharztausbildung viel zu lange. «Heute sind die Medizinerinnen und Mediziner im Durchschnitt 37 Jahre alt, wenn sie das Facharzt Diplom erhalten, das heutige Studium kostet zu viel Zeit und Geld», kritisiert er. Gerade die Tatsache, dass Frauen häufiger aus dem Beruf ausstiegen als Männer, habe auch mit den langen Aus- und Weiterbildungszeiten zu tun, die den Spielraum für Karriere- und Familienplanung erheblich einschränkten. Aber für Steurer geht die grundsätzliche Frage weit darüber hinaus: Seiner Meinung nach sollte man endlich darüber diskutieren, wie weit das heutige Medizinstudium überhaupt noch zu einer effizienten Vorbereitung auf den Arztberuf taugt.

Gezielter Wissenserwerb

Der gesetzliche Auftrag an das Medizinstudium laute, «weiterbildungsfähige Assistenzärztinnen und Assistenzärzte» auszubilden, und heute seien für diese Phase etwa sechs Jahre vorgesehen: das Grundstudium und das Hauptstudium oder wie es in der Schweiz gemäss Bologna-Nomenklatur vorausseilend heisst: Bachelor- und Masterstudium. Diese zwei Perioden könnte man Steurers Ansicht nach durchaus auf die halbe Zeit reduzieren, ohne dass die Qualität der medizinischen Ausbildung darunter leiden würde. Hinter dem heutigen Modell stehe die Auffassung, dass der Arzt eine Art Universalgenie sei, ein Alleskönner oder Wunderdoktor, der sich ein enorm breites Wissen aneignen müsse, bevor er in die Praxis dürfe.



Illusion des Alleskönner-Arztes: Professor Steurer.

Das passe aber überhaupt nicht mehr zur heutigen Realität, denn in der modernen Medizin gebe es etwa vierzig verschiedene spezialisierte Disziplinen. Wenn man an der Illusion vom Alleskönner-Arzt festhalte, führe das in der Ausbildung zu einer enormen Verschwendung, denn die Mediziner könnten ihr Wissen viel gezielter und kostengünstiger erwerben, wenn die Spezialisierung dank Verkürzung der ersten Studienphase früher einsetzen würde. Die Folge wäre nach Steurers Einschätzung nämlich, dass in den einzelnen Spezialisierungsrichtungen die Studentenzahlen geringer wären, der Lernstoff besser auf die späteren Aufgaben ausgerichtet würde und die Motivation und der Erfolg beim Lernen viel besser wären als heute.

Was heisst das jetzt für Stimmbürger, die über öffentliche Gelder für die Medizinalstudiengänge befinden müssen? Kurz gesagt: Solange solche Debatten im Vorfeld der St. Galler Abstimmung und im Zusammenhang mit der landesweiten Offensive in der Ärzteausbildung nicht breiter geführt werden, ist es ein Warnsignal an die Bürger und Steuerzahler, wenn die Politiker einstimmig für die Vorlage sind. ○

Radio Tell
HEIMATKLANG DER SCHWEIZ

100% Schweizer Volksmusik,
über Internet, Kabel,
Satellit, Swisscom TV
und DAB+

www.radiotell.ch

Die unheimliche Macht der Notenbanken

Drei Jahrzehnte lang war er einer von ihnen. Jetzt hat Paul Tucker eine kritische Auseinandersetzung mit den Herren des Geldsystems veröffentlicht. In seinem Buch beschreibt er dessen demokratischen Defizite. Brisant sind Tuckers Schlussfolgerungen auch für die Schweizerische Nationalbank. *Von Florian Schwab*



«Whatever it takes»: Störung bei der Pressekonferenz Mario Draghis (M.), 15. April 2015.

Ehrfürchtig bezeichnet man sie als Währungshüter. In der Finanzkrise wurden sie zum Massstab aller Dinge. Der frühere indische Notenbanker Raghuram Rajan prägte bereits 2012 ein geflügeltes Wort: Das Werk der Zentralbanken sei zum «only game in town» geworden. Mario Draghi, Chef der Europäischen Zentralbank (EZB), trägt den Übernamen «der Magier».

«Halt, stopp!», ruft jetzt einer, der es wissen muss. Der britische Ökonom Paul Tucker war über dreissig Jahre lang für die britische Notenbank tätig, die Bank of England (BoE). Zuletzt als Vizegouverneur an der Seite von Mervyn King. Er galt als Kronfavorit für dessen Nachfolge, bis ihm der Libor-Skandal 2012 einen Strich durch die Rechnung machte. Heute forscht er als Senior Fellow an der Harvard Business School.

Soeben ist ein episches Werk des früheren Notenbankers erschienen über die Irrungen

und Wirrungen der Zentralbanken seit dem Ausbruch der grossen Finanzkrise vor gut zehn Jahren: «Unelected Power» – über die wichtigste Macht im heutigen Staat, die nicht demokratisch gewählt ist.

Fremdkörper im demokratischen System

In seinem Buch wirft Tucker eine explosive Frage auf, die man in dieser Klarheit noch selten oder nie von einem ehemaligen Spitzen-Notenbanker gehört hat: Wie können Organisationen wie die BoE, die EZB, das amerikanische Fed oder die Schweizerische Nationalbank (SNB) demokratisch kontrolliert werden? Wie stellt man sicher, dass ihr Tun tatsächlich im Interesse der Bevölkerung liegt? Heute seien die Zentralbanker vielfach mächtiger als demokratisch gewählte Politiker, «übermächtige Bürger», in den Worten des Autors.

Tucker sieht die wachsende Macht der Geldtechnokraten als Fremdkörper im demokratischen System. Er ist erstaunt darüber, dass es offenbar gerade in der Geldpolitik einen «offiziellen Konsens» gebe, nach dem wichtige politische Entscheidungen von Institutionen ausserhalb der demokratischen Willensbildung formuliert werden sollen.

Besonders sichtbar ist dieses Defizit laut Tucker bei der Europäischen Zentralbank (EZB). Deren gesetzlicher Auftrag bestehe ausschliesslich darin, Preisstabilität sicherzustellen. Also sei sie eigentlich eine der Notenbanken mit dem geringsten Spielraum. Dennoch habe sie sich im Laufe der Finanzkrise zur Hüterin über «ein nicht abgeschlossenes Verfassungsprojekt» entwickelt, die – in Mario Draghis berühmten Worten – «whatever it takes» (alles, was nötig ist) unternimmt, um die Währungsunion zusammenzuhalten.

Auch wenn sich die EZB in jeder Beziehung besonders weit vorgewagt hat – das von Tucker beschriebene Phänomen ist ein universelles. Aus Anlass der Finanzkrise haben alle wichtigen Zentralbanken ein gewaltiges Arsenal neuer Instrumente entwickelt: Im Basler Ausschuss haben sie sich gemeinsam auf weltweite Eigenmittelvorschriften für die Banken verständigt. Zudem nehmen sie in vielen Ländern, so auch in der Schweiz, Einfluss auf die Hypothekenvergabe. Die Notenbanken retteten mit ihrer unbeschränkten Feuerkraft viele grosse Unternehmen (Bear Sterns, UBS, AIG, Commerzbank) und liessen andere – namentlich die Investmentbank Lehman Brothers – untergehen. Sie akzeptieren immer exotischere und riskantere Wertpapiere als Sicherheit für das frisch gedruckte Geld, das sie den Geschäftsbanken zur Verfügung stellen. Wo es für bestimmte Finanzprodukte keine Nachfrage mehr gab, hielten sie durch eigene Käufe die Märkte in Schwung. Und um die Wirtschaft anzukurbeln, kauften sie Staats- und Unternehmensanleihen in nie gekanntem Umfang («Quantitative Easing»).

Spielregeln neu schreiben

Besonders kritisch bewertet Tucker die Tatsache, dass viele dieser Massnahmen erhebliche Auswirkungen auf die Verteilung von Vermögen und Einkommen haben. Solche müssen gemäss dem Ökonomen unbedingt durch demokratisch gewählte und dem Volk verantwortliche Politiker getroffen werden. Es gehe nicht an, dass sich die Zentralbank zur Richterinnen über

Gewinner und Verlierer an den Finanzmärkten aufschwinge, indem sie einzelnen Unternehmen und Branchen zu Hilfe komme und anderen nicht.

Weiter kritisiert Tucker, dass sich die Zentralbanken zu sehr in die Finanzpolitik eingemischt haben. Mit ihren Massnahmen haben sie die Schuldenlast des Staates reduziert. Als Beispiel für eine unheilvolle Verquickung von Finanz- und Geldpolitik nennt Tucker die Negativzinsen, eine Eigenheit der Schweizerischen Nationalbank. Aus der Sicht des früheren Zentralbankers kommen diese einer Steuer gleich. Er erinnert an den Grundsatz, nach der die Steuern in der Demokratie vom Parlament festgelegt werden. Massnahmen der Zentralbank, die einer Besteuerung gleichkommen, brauchen daher «die Zustimmung durch gewählte Politiker».

Es ist das einzige Mal in Tuckers Buch, dass die Schweiz explizit erwähnt wird. Gleichwohl kommt einem an vielen Stellen auch die Währungspolitik der SNB in den Sinn: Seit fast zehn Jahren schwächt die Nationalbank mit wechselnden Instrumenten den Franken gegenüber dem Euro. Diese Politik wird nicht primär mit dem obersten Ziel der SNB begründet, der Preisstabilität. Im Zentrum steht vielmehr die weitschweifige Generalklausel aus Verfassung und Nationalbankgesetz, die SNB habe dem «Gesamtinteresse des Landes» zu dienen.

Diese Politik führt aber zu einer massiven Umverteilung von den Konsumenten und den Importeuren hin zu jenen Firmen, welche in den Euro-Raum exportieren. Dazu fand nie eine demokratische Willensbildung statt.

Wie kommt man aus der derzeitigen Situation heraus, in der die Massnahmen der Notenbanken zunehmend auf politischen Widerstand stossen? Muss man sich einfach damit abfinden, dass es in der heutigen Finanzwelt solche Superbehörden braucht, die losgelöst von demokratischen Entscheidungsprozessen alles tun und lassen können, was sie für geboten halten?

Nein, sagt Paul Tucker. Für ihn ist es höchste Zeit, die Spielregeln für die Notenbanken neu zu schreiben. Es brauche eine glaubwürdige Trennung zwischen Finanzpolitik und Geldpolitik. Die Zentralbanken müssten für jeden Bereich, in dem sie tätig sind, klare Vorgaben bekommen. Allgemein gehaltene Generalvollmachten seien nach den Erfahrungen der Finanzkrise überholt. Konkret schlägt er etwa

vor, dass eine Obergrenze für den Umfang einer Zentralbankbilanz politisch festgelegt wird.

Dort, wo es einen demokratischen Konsens gebe, könnten die Spielräume breit definiert werden. In politisch umstrittenen Bereichen hingegen müssten Parlament und Regierung die Verantwortung übernehmen, findet Tucker. Nur so könne der Teufelskreis durchbrochen werden, dass die Regierungen sich vor schmerzhaften Entscheidungen drücken, weil sie wissen, dass die Notenbank irgendwann einspringen wird.

Gelinge es nicht, durch eine solche Aufgabentrennung die Akzeptanz in der Bevölkerung sicherzustellen, dann werde sich irgendwann der demokratische Zorn gegen die übermächtigen Technokraten richten. Als Vorbote einer solchen Palastrevolution sieht Tucker die zahlreichen Gerichtsverfahren gegen die EZB sowie die Bestrebungen des Kongresses in den USA, jede wichtige Änderung der Geldpolitik dem Veto des Parlaments zu unterstellen. ○



Ökonom Tucker.

Aus seiner Sicht kommen Negativzinsen einer Steuer gleich.

DIE  WELTWOCH

Jetzt herunterladen!

Die neue Weltwoche-App

Schnellerer Download, bessere Grafik, mehr Bilder. Die andere Sicht, ab sofort noch mobiler und überall verfügbar.

Holen Sie sich hier die neue App:





Politik

Dringlichkeit nimmt zu

Das Ausland fordert von der Schweiz eine Anpassung der Unternehmensbesteuerung. Die Reform dauert hiesigen Firmen zu lange. Sie brauchen Rechtssicherheit. Nun liegt ein Entwurf vor, der ausgewogen zu sein scheint, aber einiges offenlässt. *Von Peter Uebelhart*

Die internationale Steuerlandschaft als Naturzustand, in dem ein jeder Fiskus tun und lassen kann, was er will beziehungsweise zu tun imstande ist. Diesen Naturzustand haben wir in den letzten Jahren schrittweise verlassen, um sozusagen einem neuen Imperativ Platz zu machen: Die eigene Steuerhoheit hört heute dort auf, wo sie diejenige anderer Volkswirtschaften tangiert. Andernfalls drohen Sanktionen durch die internationale Staatengemeinschaft, die sich auf die Steuerpflichtigen auswirken.

Die bisherige Schweizer Steuerpraxis wird vom Ausland nicht mehr toleriert, weshalb sie anzupassen ist, wenn man nicht im internationalen Abseits stehen will. Der erste bundesrätliche Entwurf zur Reformierung der hiesigen Unternehmensbesteuerung verkam zur politischen Zangengeburt und scheiterte im Februar letzten Jahres dramatisch. Diesen Frühling präsentierte der Bundesrat einen deutlich überarbeiteten Reformvorschlag (Steuervorlage 17), den das Parlament in der laufenden Session behandelt und der möglichst rasch in Kraft treten soll – wenn möglich ohne Referendum.

Sozialer Ausgleich über die AHV

Denn die Dringlichkeit der Reform nimmt stetig zu. Laufende Entwicklungen in der internationalen Steuerlandschaft wie das Beps-Programm der OECD und G-20, das die Steueroptimierung internationaler Unternehmen einschränken soll, oder die US-Steuerreform zwingen zahlreiche hiesige Unternehmen, sich bereits wieder Zukunftsgedanken zu machen. Es werden schon erste Szenarien evaluiert, wie sie sich in einer fundamental veränderten Steuerlandschaft organisieren sollen. Sodann bleibt auch der Druck der EU in Richtung einer Anpassung des schweizerischen Unternehmenssteuerrechts unverändert hoch. Daher ist es essenziell, dass die Schweiz hiesigen Unternehmen möglichst rasch Rechtssicherheit bietet.

Im vorliegenden Reformentwurf ist Ausgewogenheit ein zentrales Kriterium. Daher wurden die neuen steuerlichen Sonderrege-

lungen restriktiver ausgestaltet, und es sind Gegenfinanzierungselemente sowie soziale Ausgleichsmassnahmen vorgesehen. Dergestalt soll ein ausgewogenes Gesamtpaket geschnürt werden, das mehrheitsfähig ist und sich weiterhin an den drei Reformzielen orien-



Der Druck der EU bleibt unverändert hoch.

tiert: die Sicherung der steuerlichen Standortattraktivität, die internationale Akzeptanz unseres Unternehmenssteuerrechts sowie die Ergiebigkeit der Steuererträge von Bund, Kantonen und Gemeinden.

Die wichtigsten Elemente des Reformpakets sind: die Abschaffung steuerlicher Privilegien, die Einführung einer Patentbox auf kantonaler Ebene, ein kantonaler fakultativer zusätzlicher Abzug für lokale Forschungs- und Entwicklungsaufwendungen, eine höhere Dividendenbesteuerung, eine Entlastungsbegrenzung sowie eine Ermässigung bei der Kapitalsteuer. Neu ins Spiel gebracht wurde nun von der ständerätlichen Wirtschaftskommission (WAK-S) ein doch recht fragwürdiger sozialer Ausgleich über die AHV – als Gegenvorschlag zur ursprünglichen Idee des Bundesrates einer Erhöhung der Kinder- und Ausbildungszulagen.

Die Mehrkosten des bundesrätlichen Modells müssten von den Arbeitgebern getragen werden, was einen Teil des Entlastungseffekts der erwarteten Gewinnsteuersatzsenkung kompensieren würde. Gleich verhält es sich mit der von der WAK-S vorgeschlagenen Erhöhung der Lohnprozente im Rahmen des sozialen Ausgleichs über die AHV. Hier erhöhen sich aber nicht nur die Mehrkosten für die Arbeitgeber, sondern es würden auch die Nettolöhne der Arbeitnehmer belastet. Sodann erfolgt durch die Erhöhung der Bundesbeiträge an die AHV eine weitere Belastung des Bundeshaushalts. Es bleibt abzuwarten, wie tragfähig das Modell der WAK-S letztlich sein wird.

Die Patentbox und der zusätzliche Abzug für Forschungs- und Entwicklungsaufwendungen sind ein klares Bekenntnis zum Forschungs- und Industriestandort Schweiz. Im Hinblick auf das Ziel der Standortattraktivität ist aber zu beachten, dass andere Länder derzeit attraktivere Lösungen erarbeiten, welche den international akzeptierten Spielraum ausnützen, etwa durch die Möglichkeit des Steuerabzugs von urheberrechtlich geschützter Software.

Die Erhöhung der Dividendenteilbesteuerung steht einer erwarteten kantonalen Gewinnsteuersenkung auf Gesellschaftsebene gegenüber und darf aus einer kantonalen Sicht als nachvollziehbare Ausgleichsmassnahme betrachtet werden. Die geplante Mindestbesteuerungshöhe von 70 Prozent gemäss Bundesrat wird allerdings nicht allen Kantonen gerecht. Unter diesem Aspekt ist der Vorschlag der WAK-S zu begrüßen, die Mindestbesteuerungsquote auf lediglich 50 Prozent festzusetzen. Den unterschiedlichen Ausgangslagen in den Kantonen wird derart mit mehr Flexibilität Rechnung getragen.

Richtigerweise lehnte der Bundesrat eine Änderung des Kapitaleinlageprinzips ab. Dieses unter Bundesrat Hans-Rudolf Merz beschlossene Prinzip hat neue Firmenansiedlungen in der Schweiz ermöglicht. Die WAK-S hat nun vorgeschlagen, das Prinzip für an einer Schweizer Börse kotierte Unternehmen einzuschränken. Die Kommission will dabei die Standortattraktivität sowie das Vertrauen der zugewanderten Unternehmen dadurch schützen, dass Reserven, die

nach dem 31. Dezember 2010 durch Zuzug aus dem Ausland geschaffen wurden, von der Verschärfung ausgenommen werden. Das ist von der Idee her zu begrüßen, greift aber zu kurz. Der Vertrauensschutz kann – wenn schon – nur dann gewährt werden, wenn Zuzüge seit der Zustimmung zu diesem Prinzip durch das Volk (am 24. Februar 2008) beachtet werden, da Unternehmen bereits vor dem 31. Dezember 2010 im Vertrauen auf dieses Prinzip in die Schweiz gezogen sind. Eine Anpassung im Sinne der WAK-S wäre insoweit als problematisch anzusehen, als im Nachhinein die Regeln geändert würden. Sodann würde durch diese Modifikation die Standortattraktivität der Schweiz prinzipiell negativ beeinflusst. Eine Anpassung des Kapitaleinlageprinzips – notabene ohne Druck von aussen – ist daher grundsätzlich zu kritisieren.

Begrüssenswerte Idee

Es bleibt abzuwarten, inwieweit die verschiedenen Massnahmen in den Kantonen Anwendung finden und zielführend sind. Letztlich dürfte sich der Steuerwettbewerb international sowie unter den Kantonen zu einem wesentlichen Teil auch über die ordentlichen Gewinnsteuersätze für Unternehmen entscheiden. Zahlreiche Kantone haben im Rahmen der Reform die Senkung ihrer Gewinnsteuern angekündigt. Die Kantone mit den

Richtigerweise lehnte der Bundesrat eine Änderung des Kapitaleinlageprinzips ab.

tiefsten Belastungen dürften beim Gesamtsteuersatz auf ein Niveau von 12 bis 12,5 Prozent gehen, wobei die Luzerner Lösung bereits heute bei 12,3 Prozent liegt. Zürich hingegen droht den Anschluss zu verlieren und ans Tabellenende zu rutschen, da lediglich eine kaum nennenswerte Steuersatzsenkung auf 18,2 Prozent angestrebt wird.

Grundsätzlich hat der Kanton Zürich als Schweizer Wirtschaftsmotor wohl am meisten zu verlieren, zumal auch der vehement geforderte Abzug eines sogenannten kalkulatorischen Zinses auf überdurchschnittliches Eigenkapital nicht in den bundesrätlichen Reformvorschlag aufgenommen wurde. Stattdessen sieht die WAK-S für Hochsteuerkantone nun die Möglichkeit vor, einen fakultativen Abzug auf Eigenfinanzierung zu gewähren. Die Idee ist äusserst begrüßenswert – umso weniger erschliesst es sich dem Betrachter, wieso diese Möglichkeit in einem föderalen, auf Konkordanz gründenden politischen System auf Hochsteuerkantone (wobei die WAK-S hier faktisch nur von Zürich ausgeht) beschränkt werden soll.

Peter Uebelhart ist Leiter Steuern und Mitglied der Geschäftsleitung des Beratungs- und Wirtschaftsprüfungsunternehmens KPMG.

Wirtschaft

Wenig Wissen, viel Macht

Der Ökonom Klaus Wellershoff schreibt in seinem ersten Buch, weshalb die meisten Prognosen falsch sind. Und wie es besser geht.

Von Mark van Huisseling

Normalerweise hat ein Autor viel zu erzählen über seine Motivation fürs Schreiben eines Buchs. Klaus Wellershoff hingegen sagt, er sei die längste Zeit motiviert gewesen, kein Buch zu schreiben. Nun hat er es dennoch getan – gut so, denn es wäre schade gewesen, hätte er sein seitenzahlmässig eher dünnes «Plädoyer für eine bescheidenere Ökonomie» nicht herausgebracht.

Wellershoff, früher Chefökonom der UBS, heute selbständiger Unternehmensberater sowie Professor an der Universität St. Gallen, erklärt seine Hemmungen betreffend der Veröffentlichung «über Wissen und Nichtwissen in der Finanzindustrie» (Untertitel) so: Was in einem Buch steht, sollte einen dauerhaften Beitrag zum Wissensinventar darstellen und Bestand haben über die Zeit hinaus. «Wir wissen wenig, aber das Wenige ist mächtig», geht sein (oft wiederholter) Leitsatz.

Es fehlt an Demut

So könnten Ökonomen etwa mit recht hoher Genauigkeit voraussagen, wann eine Volkswirtschaft in die nächste Rezession rutsche – vorausgesetzt, man begnüge sich bei dieser Information mit einem Vorlauf von wenigen Monaten. Hingegen sei's sozusagen unmöglich, über, sagen wir, zwei Jahre die Entwicklung von Zinsen, Wechselkursen oder der Inflation genau genug zu prognostizieren. Wer nun schlussfolgert, das Prognostizierbare sei banal und nicht zielführend, liegt dennoch falsch – die Prognose zum Beispiel, dass die Zinsen in den kommenden zwanzig Jahren nicht noch einmal so stark sinken werden, wie sie in den vergangenen zwanzig Jahren gesunken sind, mag von überschaubarer Originalität sein. Die Auswirkungen, schreibt Wellershoff, seien aber kraftvoll für Anleger: weil der Raum für Preissteigerungen bei Aktien und Obligationen in den kommenden Jahren geringer sei, als es mittlerweile eine ganze Anlegergeneration gewohnt sei.

Im ersten Teil des Buchs, das flüssig, gelegentlich elegant geschrieben ist, erklärt er, was es mit dem Wachstum verschiedener Volkswirtschaften auf sich hat. Im zweiten, was man über Inflation weiss. Und im dritten, wie Finanzmärkte funktionieren. Im letzten Teil schliesslich legt er dar, was Anleger mit diesem (wenigen) Wissen, das (nichtsdesto-trotz) mächtig ist, anfangen sollen bezogen

auf ihre Investitionsentscheide. Er verweist dabei auch auf das Angebot einer Firma, an der er beteiligt ist. (Ich habe im Auftrag dieser Firma, Zwei Wealth Experts, anlässlich der Präsentation Klaus Wellershoff vor Gästen zu seinem Buch befragt.)

Seine Schlussfolgerung: Anlageberater wissen manchmal so wenig wie Ökonomen. Doch während diese eher wirtschaftspolitische Entwicklungen zu beeinflussen suchen, geht es Anlageberatern ums Geldver-



Gute Nachrichten: Autor Wellershoff.

dienen. An Demut fehlt es aber vielen aus beiden Feldern. Was für Leute, die ihr Geld gestützt auf solche Prognosen investieren, keine erfolgversprechende Ausgangslage sein kann. Und was dazu führt, dass die meisten Portfolios den Markt oder einen anderen Vergleichsmassstab nicht schlagen.

Der Erkenntnisgewinn, die gute Nachricht nach dem Lesen des Buchs: Man muss gar nicht so viel wissen über Ökonomie, um einigermassen erfolgreich anlegen zu können. Man muss bloss wissen, was nicht zu wissen ist. Und Beratern, die das Gegenteil versprechen, nicht trauen.

Klaus W. Wellershoff: Plädoyer für eine bescheidenere Ökonomie. NZZ Libro. 220 S., Fr. 38.–



Ausbildung nach Schweizer Art: Lehrlinge der Mopani-Minen in Sambia.



Täglich 400 Tonnen Kupfer: Schmelzofen in Mufulira.

Gute Nachrichten aus Afrika

Glaubt man den Kampagnen von Hilfswerken und SRF, ist der Zuger Rohstoffriese Glencore ein Ausbeuter, Steuersünder und Umweltfrevler. Recherchen in Sambia zeigen ein ganz anderes Bild. Der Bergbau bietet Hunderttausenden von Menschen einen Weg aus der Armut. *Von Alex Baur (Text und Bilder)*

Es ist nicht das erste Mal, dass ich ins Erdinnere hinuntersteige, doch ein mulmiges Gefühl reist auch diesmal mit. Wie die Mineure, mit denen ich im Aufzug in die Tiefe sause, wurde auch ich mit einem weissen Overall, Gummistiefeln, Staubmaske, Helm, Lampe und Gehörschutz ausgerüstet. An meinem Gurt hängt ein Druckbehälter, der mich notfalls vierzig Minuten lang mit Sauerstoff versorgt. Doch die Vorkehrungen erinnern auch stets daran, dass das Erdinnere für den Menschen ein fremdes und gefährliches Territorium ist.

1340 Meter unter dem Boden ist es vor allem dunkel, heiss und feucht. Trotz permanenter Lüftung sind meine Kleider bald schweissnass. Die Beine werden beim Marsch durch die scheinbar endlosen Tunneln schwer. Der Lärm der Maschinen ist infernalisch. Wie prähistorische Viecher ziehen riesige Muldenkipper fauchend an uns vorbei, während wir uns in Seitenstollen verdrücken. Aber nur ein paar Meter. Man verliert die Orientierung schnell in der Tiefe. Über die Jahrzehnte ist hier ein gigantisches und verworrenes Labyrinth ent-

standen, das jeden Monat um einen Kilometer wächst. In fünf Jahren ergibt das eine Länge, die jener des Gotthardbasistunnels entspricht.

1931 sprengten britische Kolonialherren in Mufulira, einer Kleinstadt im Norden von Sambia an der Grenze zum Kongo, den ersten Stollen ins Gestein. Seither hat sich einiges verändert. Die letzte grosse Katastrophe, bei der 89 Arbeiter an einem Tag ihr Leben verloren, geht auf den September 1970 zurück. Computergesteuerte Sensoren warnen heute vor jeder Bewegung im Gestein. Es gibt klimatisierte Aufent-



Seit der Privatisierung für alle offen: Sekundarschule in Kitwe.

halts- und Fluchträume, wo sich die Mineure in den Pausen erholen, die Sanitätsposten sind mit der modernsten Technologie ausgerüstet. Ein kleiner Sender, den jeder auf sich tragen muss, verhindert, dass einer der 1200 Mineure verlorengeht, die im Schnitt hier unten arbeiten. Doch der Bergbau ist und bleibt Schwerarbeit.

Rund um die Uhr, in drei Schichten, schufeten sie im Stollen. Für uns. Damit wir Kupfer haben für unsere Stromkabel, Dächer, Solarpanels oder Autos. Oder Kobalt. Der Stoff, ein Nebenprodukt des Kupferabbaus, hat in den letzten Jahren im benachbarten Kongo eine wahre Bonanza ausgelöst. Er ist unverzichtbar vor allem für die Herstellung von Batterien. Kein Tesla kommt ohne Kobalt aus, aber auch keine Windturbine und kein Smartphone.

Glencore hat ein Gesicht

Das sorgt für schlechtes Gewissen. In der Schweiz reitet namentlich die NGO Public

Eye, vormalig unter dem Namen Erklärung von Bern bekannt, sekundiert von kirchlichen und gewerkschaftlichen Kreisen, seit Jahren eine Dauerkampagne gegen die Produzenten und Händler von Rohstoffen. Von obszönen Milliarden Gewinnen ist die Rede, Steueroptimierung, Ausbeutung, Kinderarbeit, Umweltschäden, Krieg und sozialen Konflikten. Die sogenannte Konzernverantwortungsinitiative soll diesem Frevel nun ein Ende bereiten: Die in der Schweiz ansässigen Rohstoffgiganten, wie Glencore, Cargill, Trafigura, Mercuria, Gunvor, Vitol, Vale, und wie sie alle heissen, sollen hierzulande für ihre Missetaten in der Dritten Welt zur Verantwortung und von den NGO-Anwälten vor Gericht gezogen werden.

Die in Baar ZG ansässige Glencore ist eine bevorzugte Zielscheibe der Drittweltaktivisten. Denn Glencore handelt nicht nur mit Rohstoffen aller Art, der Konzern betreibt selber eine ganze Reihe von Minen rund um den Erd-

ball. Und Glencore hat ein Gesicht: jenes von Ivan Glasenberg, dem in Rorschlikon ZH ansässigen gebürtigen Südafrikaner. Der CEO und Multimilliardär scheut sich nicht vor Investitionen in verrufenen Ländern wie dem Kongo, Kolumbien, Kasachstan oder den Philippinen.

NGO zeigt kein Interesse

Namentlich ein Projekt gab in den vergangenen Jahren immer wieder zu Kritik Anlass: das Mopani-Konglomerat im Norden von Sambia im sogenannten Copperbelt (Kupfergürtel) an der Grenze zur Demokratischen Republik Kongo. Glencore hat als Hauptaktionär (73,1 Prozent) das Sagen in den Minen, die in Mufulira und Kitwe angesiedelt sind, 10 Prozent hält der sambische Staat. 15 000 Menschen fördern und produzieren hier täglich rund 400 Tonnen Kupfer. Die «Rundschau» von SRF sandte 2014 extra eine Filmequipe nach Sam-

»» Fortsetzung auf Seite 38

bia. Was die TV-Reporter aus den Städten Mufulira und Kitwe berichteten, sorgte für Empörung: Anwohner der Mopani-Minen klagten über giftige Luft, mysteriöse Todesfälle, «Asthma-Babys». Das Schweizer Fernsehen hatte Messgeräte eingeflogen, die eine hohe Schadstoffbelastung auswiesen. Auch von möglichen Steuerumgehungen wurde orakelt, die Hilfswerke aufgedeckt haben sollen. Die SRF-Reportage passte perfekt in die Kampagne, welche Public Eye im Verbund mit britischen und deutschen NGOs damals gegen Glencore lancierte.

Was ist an diesen Vorwürfen dran? Ich bin für gut eine Woche nach Kitwe und Mufulira gereist, um mir ein Bild davon zu machen. Eine Woche ist nicht viel für ein solches Unterfangen. Aber in einer Zeit, in der Korrespondenten vor Ort eine Rarität geworden sind und die meisten Nachrichten in den Redaktionen zusammengeschustert werden, ist das schon fast ein Luxus. Ich habe mit Dutzenden von Menschen geredet, mit Mineuren, Ärzten, Anwohnern, Lehrern, Vertretern der Mine und der Behörden. Völlig neu ist mir das Thema nicht, ich habe schon öfter in Entwicklungsländern und auch über den Bergbau recherchiert. Einiges kam mir bekannt vor, vieles hat mich überrascht. Doch, so viel vorweg: Mit dem, was bisher hierzulande über die Mopani-Minen berichtet wurde, hatte es wenig gemein.

Nun stellt sich ein praktisches Problem: Gute Nachrichten aus Afrika lassen sich einfach schlecht verkaufen. Sie wirken unglaubwürdig. Die Bilder von Hungerbäuchen, Ebola-Leichen, korrupten Despoten und Kriegen, welche uns die Händler des schlechten Gewissens und die Spendensammler täglich ins

Haus liefern, haben unser Bild von Afrika gefestigt. Tatsächlich gibt es sie auch, all diese Widerwärtigkeiten. Nur habe ich im Umfeld der Mopani-Minen nichts, aber auch gar nichts davon gefunden. Doch es ist schwierig, etwas zu rapportieren, was nicht ist.

Damit auch das noch klargestellt ist: Glencore hat mir zwar grosszügig Zugang zur Mine gewährt, finanziert wurde meine Reise von der *Weltwoche*. Niemand stellte mir Bedingungen, mit einer Ausnahme. Ich hatte Actionaid, einen lokalen Partner von Public Eye, um ein Gespräch gebeten. Es erschien mir wichtig, auch seine Sicht der NGO vor Ort in Erfahrung zu bringen. Brian Moyowanyamane, der mir von *Public Eye* empfohlene Verbindungsmann, wollte vorweg wissen, was denn der «Benefit» meiner Reportage für seine Organisation sei. Ich antwortete freundlich, dass ich ihm keine Vorteile versprechen könne, da ich mich grundsätzlich nicht an Kampagnen beteilige; das Einzige, was ich ihm garantiere, sei Fairness. Trotz mehrerer Anläufe hörte ich in der Folge nichts mehr von Actionaid.

Auf dem Flughafen von Ndola und später auf dem Markt von Kitwe engagierte ich auf gut Glück Max und Isaac. Das Glück war mir hold. Die beiden Taxifahrer, mit denen ich zwei Tage lang durch die Gegend streifte, erwiesen sich als wache, kritische und offene Gesprächspartner. Sie zeigten mir nicht nur die

Shopping-Malls und Fussballstadien, welche die Chinesen hier in den letzten Jahren aus dem Boden gestampft haben. Max machte mich mit den Sitten und Gebräuchen in den ärmeren Vierteln bekannt, wo er sich bestens auskennt. Isaac führte mich unter anderem zu den alten Schutthalden, in denen ein Heer von Schwarzarbeitern in der Schlacke nach Resten von Kupfer sucht. Es ist ein gefährliches Metier, das von mafiösen Clans kontrolliert wird. Ihre Ausbeute verkaufen die illegalen Mineure an chinesische Firmen weiter.

Die Chinesen sind, wie fast überall in Afrika, auch in Sambia ein grosses Thema. Seit der Jahrtausendwende hat die rohstoffhungrige und boomende Volksrepublik den halben Kontinent aufgekauft.

Nirgends auf der Welt liegen noch so viele Rohstoffe und so viel Ackerland brach. Anders als die westliche Konkurrenz kümmern sich die Chinesen allerdings kaum um ethische Standards. Nachhaltig ist, was den eigenen Interessen dient. Die Einheimischen verübeln den Chinesen vor allem, dass sie ihre eigenen Leute einfliegen, um sich so die Ausbildung lokaler Arbeitskräfte zu ersparen.

Schadstoffausstoss praktisch eliminiert

In Mufulira erinnern feudale Villen, ein olympischer Swimmingpool, der Golfplatz, grosszügige Tenniscourts oder das Rugby-Stadion an jene Zeiten, als die Briten hier das Sagen hatten. Mit Unterstützung der Mopani-Minen-Gesellschaft wurden die zwischendurch zerfallenen Monumente der Kolonie in den letzten Jahren zu neuem Glanz erweckt. Sie werden auch genutzt, allerdings nicht mehr von bleichen Briten, sondern von einer aufstrebenden schwarzen Mittelschicht. Das Rugby-Team von Mufulira gilt als Spitzenmannschaft, die selbst mit den Südafrikanern mithalten kann.

Vom Bahnhof ist derweil nur noch eine Ruine geblieben. Sie wird von einem einsamen Beamten bewacht, der sich in einem Fahrkartenschalter häuslich eingerichtet hat. Theoretisch ist die Bahnlinie zum Tiefseehafen von Daresalam im benachbarten Tansania zwar noch befahrbar, wie er uns erzählt. Doch Banditen, welche die Züge zum Entgleisen bringen, um die Fracht abzuräumen, hätten den Transport auf der Schiene in Verruf gebracht.

Man findet in Mufulira durchaus noch Einheimische, vor allem ältere Leute, die der Kolonie nachtrauern. 1964 wurde Sambia unabhängig. Die weissen Herrscher wurden durch



Glencore-Chef Ivan Glasenberg.

Sozialer Frieden liegt im ureigenen Interesse des Konzerns.



Stollenlabyrinth wächst monatlich einen Kilometer: Minen-Werkstatt, 1200 Meter unter dem Boden.

einen schwarzen Diktator ersetzt. Zunächst blieb für die breite Bevölkerung vieles beim Alten, bis Diktator Kenneth Kaunda 1973 den Bergbau verstaatlichte. Das sozialistische Regime trieb das Land an den Rand des Bankrotts. 1991 musste Kaunda abdanken und einem Mehrparteiensystem weichen. Eine Demokratie im westlichen Sinn ist Sambia bis heute nicht. Und wenn das Foto des derzeitigen Machthabers Edgar Lungu in jeder Kneipe, jeder Schule, in jedem Büro und an jeder zweiten Strassenecke hängt, heisst das nicht, dass ihn alle toll finden. Max definierte es so: «Wir wählen alle paar Jahre einen neuen Diktator.» Die Entwicklung geht zäh voran. Aber wenigstens stimmt die Richtung.

Der Aufschwung begann Ende der neunziger Jahre mit der Reprivatisierung des Bergbaus. Glencore stieg im Jahr 2000 in die völlig heruntergekommenen Mopani-Minen ein. Die Umwelt war unter dem Staatsregime kein Thema gewesen. Der Ausstoss von Schwefeldioxid hatte ganze Landstriche vergiftet. Am billigsten und einfachsten wäre es gewesen, die Schmelzöfen und Raffinerien von Mufulira niederzureissen und neu aufzubauen. Für die damals 10 544 Angestellten, die gegen 100 000 Menschen ernährten, wäre es eine Katastrophe biblischen Ausmasses gewesen.

Glencore einigte sich mit der Regierung, die Anlagen innerhalb von fünfzehn Jahren schritt-

weise zu sanieren. Insgesamt rund 4,2 Milliarden Dollar wurden seither in die Aufrüstung der Mopani-Minen investiert. Bis 2007 gelang es, die Schwefeldioxid-Emissionen auf die Hälfte zu reduzieren, zwei Jahre später folgte der nächste Meilenstein. Ende 2014 war der Schadstoffausstoss zu 95 Prozent eliminiert. Die Versprechen wurden damit sogar vorzeitig erfüllt. Allein die umwelttechnische Aufrüstung hatte rund eine halbe Milliarde Dollar gekostet. Doch von alledem war in der anklagenden «Rundschau»-Enthüllung, die kurz vor

Es gibt keinen Grund, Public Eye aus Bern mehr Glauben zu schenken als dem lokalen Arzt.

der Inbetriebnahme der letzten Ausbauphase erfolgte, so gut wie nichts zu erfahren. So viel zum Thema Nachhaltigkeit beim Schweizer Fernsehen SRF und bei der NGO-Szene.

Der offizielle Teil meines Mopani-Besuchs beginnt beim Malcolm Watson Hospital in Mufulira. Der weitläufige und mit grosszügigen Rasenflächen eingesäumte Bau war einst von den Briten errichtet worden und war bis nach der Unabhängigkeit den weissen Expats vorbehalten. Nach der Privatisierung wurde daraus eines von zwei Spitälern mit insgesamt 210 Betten, die von der Mine gesponsert

werden. Das Angebot – von der Zahnbehandlung bis zur Geburtshilfe – steht seither der ganzen Bevölkerung offen, bloss sechzehn Prozent der behandelten Patienten arbeiten für die Mine.

Der grösste Teil der Arbeit wird gemäss Chefarzt Ronny Cheelo allerdings ausserhalb des Spitals geleistet. 40 000 Haushaltungen wurden gemäss seinen Angaben allein letztes Jahr mit Insektiziden gegen Malariafliegen geschützt. Mit einem Programm zur Wasserhygiene soll der Typhus bekämpft werden. Aids-Prävention und Geburtenkontrolle bilden den dritten Schwerpunkt. In Zusammenarbeit mit der US-Regierung versorgten die Mopani-Spitäler letztes Jahr 17 264 HIV-Infizierte mit kostenloser Medizin.

Die Erfolgsstatistiken, die mir Cheelo präsentiert, sind eindrücklich. Glaubt man den Zahlen, sind die Neuansteckungen mit Malaria-, Typhus- und Aids-Erregern in der ganzen Region in den letzten Jahren dramatisch zurückgegangen. Ich kann diese Daten nicht überprüfen. Aber ich sehe keinen Grund, Public Eye aus Bern mehr Glauben zu schenken als dem lokalen Arzt, der in Cardiff studiert hat und mir mit stillem Stolz die internationale ISO-Zertifizierung seines Spitals präsentiert.

Gerne zeigt die Mopani-Company den Besuchern auch ihre beiden Schulen, in denen ins-

» Fortsetzung auf Seite 40

Neinmaika

gesamt 1850 Primar- und Sekundarschüler ausgebildet werden. Es gilt das Gleiche wie für die Spitäler: Bis Glencore die Mopani-Minen übernahm, waren diese Schulen hauptsächlich den Kindern vom Kader der Mine vorbehalten gewesen. Diese gibt es zwar immer noch, doch sie sind längst in der Minderheit. Trotz eines bescheidenen Schulgeldes gibt es lange Wartelisten.

Obligatorische Schulung

Für afrikanische Verhältnisse gar einzigartig, so habe ich mir von aussenstehenden Fachleuten versichern lassen, sei die Mopani-Schulung für das eigene Personal. Ob Mineur, Sprengmeister, Mechaniker, Sanitäter oder Maschinenführer – keiner wird zur Arbeit zugelassen, wenn er diese Schule nicht durchlaufen hat. Für Spezialisten bietet die Company eine zweieinhalbjährige, praxisorientierte Ausbildung an, welche in etwa einer schweizerischen Berufslehre entspricht.

Unter dem wachsamen Blick des Betriebsleiters Anton Lemmer büffeln, fräsen, hämmern, schweissen und schrauben täglich 500 Lernende im Musterbetrieb. In den herausgeputzten Werkhallen herrscht eine fast preussisch anmutende Disziplin und Sauberkeit. Lemmer ist ein alter Hase in seinem Fach. 25 Jahre lang hatte er zuvor eine südafrikanische Mine geleitet. Als der Betrieb geschlossen wurde, fand er trotz bester Qualifikationen keinen Job mehr. Quoten, die weisse Bewerber auch in der Privatwirtschaft benachteiligen – eine Art Fortsetzung der Apartheid mit umgekehrten Vorzeichen –, haben Lemmer wie viele weisse Südafrikaner ins Exil getrieben. In Sambia wurde er mit offenen Armen empfangen.

Es war die vielleicht erstaunlichste Beobachtung meiner Reise nach Mufulira: In der Mine scheinen Herkunft, Geschlecht, Religion oder Hautfarbe keine Rolle zu spielen. Die meisten Mitarbeiter, bis hinauf in die Chefpositionen, sind Sambier. Die wenigen Weissen stammen in der Regel aus Südafrika. Auch die Spezialisten und Ingenieure aus Peru und Indien sind aufgrund ihrer Physiognomie unschwer zu verorten. Doch sie tragen alle den gleichen Overall, und das ist mehr als nur symbolisch.

In der Mine herrscht ein strenges Regiment. Wer das Gelände betritt, vom Hilfsarbeiter bis zum CEO, muss sich einem Atemlufttest unterziehen. Ausnahmen gibt es keine, es gilt Null-



Lange Wartelisten: An der Schule in Kitwe herrscht eine beeindruckende Disziplin.

toleranz. Wer betrunken zur Arbeit erscheint, ist gefeuert. Die Jobs in der Mine sind trotzdem sehr begehrt. Der Mindestlohn von monatlich 5000 Kwacha für ungelernete Arbeiter befindet sich weit über dem landesüblichen Schnitt. Umgerechnet sind das 500 Franken, die man aber mit einem fünfzehnfachen Bruttoinlandsprodukt in Relation stellen muss, kaufkraftbereinigt notabene (nominal sind die Einkünfte eines Schweizer rund 65-mal höher). Viele Sambier würden auch für die Hälfte arbeiten, denn die meisten haben kaum eine geregelte Arbeit. Mopani ist der wichtigste Arbeitgeber in der Region. Danach kommt lange, lange nichts mehr.

Mag sein, dass das soziale Engagement von Glencore in finanzieller Hinsicht einen Klacks bedeutet, gemessen an den Milliardenbeträgen, welche der Weltkonzern umsetzt. Zweifellos: Glencore ist kein karitativer Verein, sondern ein kapitalistischer Betrieb, der sich in einem knallharten Markt behauptet. Ivan Glasenberg und seine Mitaktionäre bauen und unterhalten die Schulen und Spitäler, nicht weil sie sich einen Friedensnobelpreis oder einen Orden vom Papst erhoffen dürften. Sie brauchen dafür auch den Druck aus Bern, London oder New York nicht. Die Mopani-Minen lancierten ihre sozialen Projekte, lange bevor die NGO-Branche das Geschäft mit dem Rohstoffgeschäft entdeckte. Ei-

ne gute Ausbildung lokaler Mitarbeiter und der soziale Frieden mit den Anwohnern liegen im ureigenen Interesse des Konzerns. Der Bergbau ist ein extrem kostenintensives und vor allem langfristiges Geschäft in einem ausgesprochen unsicheren Umfeld. Eine Mine kann man aber nicht so einfach ins Ausland verlegen, wenn ein neuer Diktator an die Macht kommt und die Spielregeln über Nacht ändert. Doch niemand schützt die Investition besser und effizienter als ein Heer von Arbeitern und Anwohnern, die eine Mine verteidigen, welche ihr Auskommen garantiert.

Messbarer Erfolg der sozialen Projekte

Ist das soziale Engagement deshalb weniger wertvoll? Die Erfahrung lehrt das Gegenteil: Gerade weil die Geldgeber ein immanentes Eigeninteresse an einem messbaren Erfolg ihrer sozialen Projekte haben, funktionieren sie, nicht nur als Power-Point-Präsentation, sondern auch in der Realität.

Es ist auch nicht so, dass die Minen die Bodenschätze zum Nulltarif ausbeuten. Der Bergbau steuert in Sambia mehr ans Gemeinwohl bei als alle anderen Branchen. Die Minen sorgen für 87 Prozent der Auslandsinvestitionen, 80 Prozent der Exporteinnahmen und 25 Prozent des Staatsbudgets.* Das gilt nicht nur für Sambia, in vielen afrikanischen Ländern herrschen ähnliche Verhältnisse. Die Abgaben beschränken sich nicht auf Schürflizenzen, Royalties und Unternehmenssteuern, sondern beinhalten eine ganze Reihe von weiteren Steuern.

Auf der anderen Seite sind die vermeintlichen Schätze wertlos, solange sie im Boden liegen. Der Mehrwert wird, wie in der Landwirtschaft, durch arbeits- und energieintensive Prozesse erst erarbeitet. Über die Zulieferer,



Im Topkader: Senga Chitoshi.

Hier scheinen Geschlecht, Hautfarbe und Religion keine Rolle zu spielen.

die indirekt vom Bergbau profitieren, verteilt sich der Ertrag über das ganze Land.

Was die Drittweltisten auch gerne unterschlagen: Im Rohstoffgeschäft kann man nicht nur schnell Milliarden verdienen, sondern auch verlieren. Die Rechtsunsicherheit in Entwicklungsländern stellt neben den Schwankungen der Weltmarktpreise das grösste Risiko dar. Und Risiko ist bekanntlich nichts anderes als ein Kostenfaktor. Wer das kritische Volumen und die Reserven nicht hat, um auch schwere Rückschläge wegzustecken, überlebt nicht lange in dieser Branche.

Fernstudium mit 71 Jahren

An einem Nachessen mit dem Mopani-CEO Chris Vermeulen treffe ich die Anwältin Senga Chitoshi. Beiläufig erzählt mir die 47-jährige Juristin – sie hatte in Lusaka als Staatsanwältin gearbeitet, bevor sie in die Privatwirtschaft wechselte – von ihrer Familie. Es ist ein Generationenepos, das untrennbar mit der Entwicklung dieses Landes verwoben ist. Eigentlich möchte Senga lieber übers Geschäft reden. Über Privates redet man in dieser Branche nicht gern mit Fremden. Nach einigem Insistieren empfängt sie mich am nächsten Morgen aber doch in ihrem Büro. Es liegt gleich neben jenem von Vermeulen. Senga gehört dem Topmanagement der Mopani-Minen an. Sengas Grosseltern waren einfache Bauern aus der Re-

gion von Solwezi im Nordwesten des Landes. 1938 verliess ihr Grossvater väterlicherseits, Belina Vundamina, das Dorf. In Mufulira heuerte er in der Kupfermine an und stieg zum «Boss Boy» auf. Für die Briten blieb er ein «Boy» bis zu seiner Pensionierung. Ihr Vater Teta Vundamina studierte Mitte der 1960er Jahre in Lusaka Chemie. Wegen Aktivitäten in der Studentengewerkschaft wurde er aus der Universität verbannt. Bei der Mufulira-Mine

Im Rohstoffhandel kann man nicht nur schnell Milliarden verdienen, sondern auch verlieren.

brachte er es in der Folge bis zum Senior Personal Officer, Sengas Mutter arbeitete als Krankenschwester für die Company.

Bei der Verstaatlichung wurde Teta Vundamina 1974 für ein paar Jahre nach England versetzt, wo Senga die Primarschule absolvierte. Nach seiner Rückkehr engagierte sich Sengas Vater mit anderen Dissidenten gegen das herrschende Regime und verbrachte eine Weile im Gefängnis. Nach dem Ende der Kaunda-Diktatur wurde er ins Übergabe-Team berufen, das die Privatisierung der Minen organisierte. Danach zog sich Teta Vundamina wieder in sein Stammesgebiet nach Solwezi zurück, wo er bis heute eine Farm betreibt. Kürzlich hat er im

Alter von 71 Jahren ein Fernstudium bei der Universität Liverpool mit dem Mastertitel für internationales Management abgeschlossen.

Dass auch Senga Chitoshi bei den Mopani-Minen landete, hatte nichts mit ihrem Vater zu tun. Die Company rief sie einzig wegen ihrer Qualifikationen. Sie sagte zu, weil die Firma ihr eine interessante Perspektive bot. Und weil ihr Mann, ein Anwalt und Journalist, in Kitwe eine Lizenz für eine Radiostation in Aussicht hatte. Und weil es hier gute Schulen für die gemeinsame Tochter gibt. Senga hat in London studiert. Sie hätte auch in Europa Karriere machen können. Doch Sambia bot ihr mehr.

Acht Jahrzehnte sind ins Land gegangen, seit Sengas Grossvater seinen Stamm verliess und bei den Briten als «Boy» anheuerte. Eigentlich ist das eine kurze Zeitspanne, wenn man sich vor Augen hält, was sich alles getan hat. Auch in Afrika sind die Uhren nicht stillgestanden. Das wiederum hat viel mit dem Bergbau zu tun. Bloss scheinen es in der fernen Schweiz viele noch nicht bemerkt zu haben.

* Copper Mining in Zambia – History and Future. The Southern African Institute of Mining and Metallurgy, 2016

Jamaika

Online-Zahlungen für einzelne Länder sperren oder erlauben.
Mit den persönlichen Sicherheitseinstellungen.

UBS Digital Banking. Ganz praktisch.

ubs.com/digital



© UBS 2018. Alle Rechte vorbehalten.



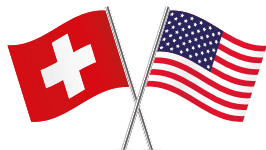
«Er hatte ein Zwinkern im Auge, wenn er mich sah»: US-Präsident Reagan, Spitzendiplomatin Whittlesey, 1985 in Genf.

Madam Switzerland

Niemand hat die Freundschaft zwischen den USA und der Schweiz in den letzten Jahrzehnten nachhaltiger geprägt als Faith Whittlesey. Als Botschafterin und enge Freundin Ronald Reagans stellte sie sich selbst in dunkelster Stunde schützend vor die Schweiz. Nun ist sie in Washington 79-jährig gestorben. *Von Urs Gehrig*

An einem Wintermorgen besteigt eine Frau in Philadelphia den Zug nach Washington, D.C. Sie tut es widerwillig. Lieber wäre sie jetzt zu Hause bei ihren drei Kindern. Noch ahnt sie nicht, wie nachhaltig diese Reise ihr Leben – und das unzähliger Menschen in Amerika und in der Schweiz – verändern wird.

Die Frau im Zug heisst Faith Whittlesey. Sie ist 42, Witwe und alleinerziehende Mutter. Wie immer, wenn ein neuer Präsident das Amt antritt, wetteifern auch in den ersten Wochen des Jahres 1981 Politiker, Spender und Lobbyisten miteinander um wichtige Posten. Whittlesey zeigt kein Interesse, in dem Zirkus mitzuspielen. Doch in Washington insistiert der frischgebackene Präsident persönlich. «Ronald Reagan versuchte, mich am Telefon umzustimmen.» Auf wiederholtes Drängen bekundet Whittle-



sey schliesslich die Bereitschaft, als Botschafterin in der Schweiz zu dienen, wo sie mit ihrem verstorbenen Ehemann unvergessliche Tage verbracht hatte.

Als sie Reagan 1976 zum ersten Mal traf, wusste Whittlesey sofort, dass er das Zeug zum Präsidenten hatte. «Er hatte ein enormes Charisma, Charme und Intelligenz. Er war gross, gutaussehend, athletisch, und ich glaubte an die Dinge, für die er einstand.» Als Reagan 1980 ins Rennen ums Weisse Haus stieg, leitete sie in ihrem Heimatstaat Pennsylvania sein kleines Wahlkampfteam und verhalf ihm zu einem Erdrutschsieg. Reagan wusste, wer im Kern dafür verantwortlich war, und sorgte dafür, dass die Frau seinem Team erhalten blieb.

Whittlesey war nicht die erste US-Botschafterin in der Schweiz (Eisenhower hatte 1952 Frances Willis nach Bern geschickt), aber sie

war die erste, die den Posten gleich zweimal übernahm. Und sie ist jene Botschafterin, die die Beziehungen zwischen der Schweiz und Amerika seit dem Zweiten Weltkrieg am stärksten geprägt hat.

Bankgeheimnis blieb verschont

«Die Bedeutung der Schweiz übersteigt bei weitem die Grösse des Landes», sagte Whittlesey der *New York Times*, bevor sie nach Bern reiste. Während ihrer Amtszeit weilten US-Grössen wie Vizepräsident George H.W. Bush und Aussenminister George P. Shultz in ihrer Residenz. 1985 half sie den Abrüstungsgipfel mit Gorbatschow und Reagan in Genf zu organisieren. Und sie sorgte dafür, dass der Schweizer Bundesrat stets eine direkte Linie nach Washington hatte.

Bei ihrer Ankunft in Bern allerdings war noch nichts zu spüren vom späteren Tauwet-

ter. Reagan bezeichnete die Sowjetunion als das «Reich des Bösen» und setzte im Duell mit dem kommunistischen Erzfeind auf militärische Stärke. In Europa wurde der «Hollywood-Präsident» – ähnlich wie Trump heute – als «Kriegsgurgel» und «Cowboy» verachtet.

«Es gab fast wöchentlich Demonstrationen», erinnerte sich Whittlesey. «Das Quartier rund um die Botschaft wurde mit Graffiti verschmiert. Einmal steckte ich mit meinem Wagen in einer Demonstration fest. Zum Glück hat mich die aufgebrachte Menge nicht erkannt.»

Whittlesey verbarrikadierte sich nicht hinter den Botschaftsmauern. Sie sah es als ihre Hauptaufgabe an, mit den Schweizern ins Ge-

Sie hörte interessiert zu, fragte nach, um danach den Schweizern die Politik Reagans zu erklären.

spräch zu kommen. Dafür bereiste sie jeden Kanton, besuchte Zeitungsredaktionen, hielt Vorträge, lud Unternehmer, Autoren, Professoren und Leute aus dem Volk in die Botschaft ein. Dabei ging sie stets in der ihr typischen Art vor. Zuerst erkundigte sie sich nach der Meinung des Gegenübers. Sie hörte interessiert zu, fragte nach, um darauf den Schweizern die Politik Reagans zu erklären. «Ich legte dar, dass seine Politik auf Fakten beruhe. Lagen diese einmal auf dem Tisch, konnte sich jeder eine eigene Meinung bilden.»

«Es war ihre aufgeschlossene, offene Persönlichkeit», erinnerte sich Egon Zehnder, Gründer eines der weltweit grössten Personalberatungsunternehmens, welche ihr Respekt eingebracht habe. «Sie war interessiert an Menschen und Meinungen und verfügte über eine enorme emotionale Intelligenz.»

Innert weniger Monate baute sie eine effektive Public Diplomacy auf, die auf gegenseitigem Verständnis basierte, und verbuchte in einem delikaten Kerndossier einen wichtigen Erfolg: Die US-Regierung zeigte sich einverstanden, «das Bankgeheimnis nicht anzugreifen».

«Komplett sexistisch»

Im Weissen Haus blieb das Engagement der Neodiplomatin nicht unbemerkt. Zwei Jahre nach dem Anruf, der sie von Pennsylvania in die Schweiz führte, klingelte wieder ihr Telefon. Am Apparat war James Baker, Reagans Stabschef. Sie solle nach Washington zurückkommen, «sofort». Reagan wollte sie an seiner Seite. Er machte Whittlesey zur Chefin für Öffentlichkeitsarbeit (Public Liaison) und quartierte sie im Büro direkt vor dem Oval Office ein.

«Er hatte ein Zwinkern im Auge, wenn er mich sah. [...] Wir hatten beide irische Wurzeln und denselben Humor, wir verstanden uns blind», beschrieb Whittlesey die besondere

Abschied

«Grüss mir meinen Vater»

Weggefährten aus Amerika und der Schweiz erinnern sich an Faith Whittlesey (1939–2018).

Michael Reagan, Sohn von Ronald Reagan

«Ruhe in Frieden, meine Freundin. Du hast meinem Vater geholfen, Präsident zu werden, und als seine Botschafterin hast du geholfen, aus ihm einen besseren Präsidenten zu machen. Wir alle werden deine Stimme und deinen Weitblick vermissen. Gott segne dich, und grüss mir meinen Vater.»

Adolf Ogi, Bundesrat 1987–2000

«Botschafterin Faith Whittlesey hat Spuren hinterlassen: für die USA in der Schweiz! Für die Schweiz in den USA! Sie liebte und schätzte unser Land und kannte es wie kein anderer amerikanischer Botschafter. Das habe ich bei einer Begegnung in Bern vor einigen Monaten noch einmal eindrücklich feststellen dürfen. Sie bleibt in unserer Erinnerung wach. In Dankbarkeit.»

James A. Baker III, Stabschef unter Ronald Reagan

«Faith Whittlesey war eine ausgezeichnete Botschafterin, eine überzeugte Konservative und waschechte Reaganianerin, die des Präsidenten Werte und Überzeugungen mit Klarheit und Intensität vertrat. Sie besass die Fähigkeit, Reagans Agenda gegenüber Führungspersonlichkeiten in den USA und in der ganzen Welt zu kommunizieren. Infolgedessen war es für mich als sein Stabschef eine Freude, sie in meinem Team zu haben. Sie war Reagans Assistentin für Öffentlichkeitsarbeit. In dieser Position förderte sie den Einfluss von konservativen Gläubigen in der amerikanischen Politik und in der nationalen Strategieplanung.»

Larry Kudlow, Chefökonom und Wirtschaftsberater von Donald Trump

«Es war mir eine Ehre, Faith seit ihren Tagen im Weissen Haus unter Ronald Reagan gekannt zu haben. Faith war eine Frau von Charakterstärke, Anmut und Patriotismus, die ihr Land und ihr Vertrauen, Familie und Freunde vor alles andere stellte. Im Umgang mit den Herausforderungen des Lebens war sie eine unverwundliche Optimistin. Ihr unerschütterlicher Kampf für den Schutz des ungeborenen Lebens, ihre grosse Liebe für Kinder überall waren ein grossartiges Beispiel für ihre Tausende Freunde und Bewunderer. Möge sie bei Gott in Frieden ruhen.»

Johann Schneider-Ammann, Bundesrat

«Botschafterin Faith Whittlesey engagierte sich unermüdlich für gute Beziehungen zwischen den USA und der Schweiz. Mit der Swiss American Foundation schuf sie ein Forum, welches Hunderte junge Führungspersonlichkeiten von der

Bedeutung des Austauschs zwischen unseren Ländern überzeugte. Botschafterin Whittlesey betonte stets die Gemeinsamkeiten der beiden Schwesterrepubliken, baute Brücken auch in stürmischen Zeiten. Diese Brücken sind wichtig zwischen zwei selbstbewussten und erfolgreichen Ländern, die insbesondere wirtschaftlich als Handelspartner, durch Arbeitgeber und Investoren eng miteinander verknüpft sind. Ich habe Faith Whittlesey auch persönlich sehr geschätzt. Tragen wir ihr Erbe weiter – die Schweiz und die USA werden davon profitieren.»



«Unermüdlich»: Faith Whittlesey, 1985 in Genf.

Martin Dahinden, Schweizer Botschafter in Washington

«Der Tod von Faith Whittlesey hat mich sehr traurig gemacht. Ich werde sie als grosse Freundin der Schweiz in Erinnerung behalten, die auch dann unerschütterlich zu unserem Land gehalten hat, als die Schweiz in den USA kritisiert wurde und schweren Angriffen ausgesetzt war. Persönlich bin ich Faith dankbar für die vielen anregenden Gespräche und den Austausch der vergangenen Jahre. Die American Swiss Foundation und das hervorragende Netzwerk der Young Leaders wird ihr bleibendes Vermächtnis sein.»

Ed McMullen, US-Botschafter in Bern

«Allein ihr Name spricht Bände bezüglich ihrer Persönlichkeit: «Faith» – Vertrauen, Glaube, Treue. Ihre Tausende Freunde in der Schweiz, Liechtenstein und in den USA und überall dazwischen hatten grosses Vertrauen darin, dass unsere grossartige, alte Freundin immer zur Stelle sein würde, um Brücken zu bauen und Freundschaften zu ermöglichen. Sie hat Präsidenten beraten, und sie hat über tausend Young Leaders der American Swiss Foundation zu Botschaftern gemacht, welche den Zusammenhalt zwischen unseren Ländern fördern. Fünfunddreissig Jahre durfte ich ihre Freundschaft, ihr Mentoring und ihre motivierenden Einblicke geniessen. Ich werde

meine liebe Freundin sehr vermissen. Wir können getrost sein, dass unsere Botschafterin mit dem Herrn ist, den sie liebte und dem sie diente.»



«Motivierend»: mit McMullen, Emmental, 1995.

Steve Bannon, ehemaliger Chefstrategie im Weissen Haus

«Für viele in Washington, D.C. verkörperte Botschafterin Whittlesey die Schweiz. Sie war eine unermüdliche Förderin künftiger Führungspersönlichkeiten und der Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern.»

David Vogelsanger, Schweizer Botschafter in Neuseeland

«Faith Whittlesey bleibt für mich die mutige Kämpferin der Reagan-Revolution, die fähige Botschafterin Amerikas in der Schweiz und die treue Freundin über die Jahre und Kontinente hinweg. [...] Als die Clinton-Administration sich in den Dienst der Schmutzkampagne gegen unser Land stellte, trat sie, anders als manche hasenfüssige hiesige Politiker, energisch für die Wahrheit über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg ein.»

Markus U. Diethelm, Chefjurist UBS

«Sie hatte diese unbändige Kraft der Argumentation, gepaart mit einer Sachkenntnis, wie sie selten vorkommt. Das hat sie so anziehend gemacht. Ihre Bemerkungen haben stets ins Schwarze getroffen, und ihr Humor hat selbst kritische Bemerkungen für Andersdenkende erträglich und sogar erbaulich gemacht. Sie konnte das Leben bis zuletzt in vollen Zügen geniessen und hat dabei nie vergessen, wie wichtiges ist, treu zu seinen Überzeugungen zu stehen. Sie war voll Neugierde und hat nie vorverurteilt. Letzteres fiel ihr bestimmt nicht leicht!»

Elisabeth Kopp, Bundesrätin 1984–1989

«Faith Whittlesey und ich waren uns auf Anhieb sympathisch; ein Glücksfall, waren doch damals die traditionell guten Beziehungen zwischen der Schweiz und den USA infolge des Vorgehens der USA im Fall Marc Rich getrübt. Die Schweiz wertete das Vorgehen der USA als Verletzung der schweizerischen Souveränität und war nicht willens, das einfach hinzunehmen. So reiste ich im Auftrag des Bundesrats nach Washington. Nach zähen Verhandlungen mit dem amerikanischen Justizminister Edwin Meese erreichte ich die Unterzeichnung eines Memorandum of Understanding,

in dem die USA zusicherten, künftig den Rechtsweg zu beschreiten. Zurück in der Residenz des Schweizer Botschafters Klaus Jacobi, fand ich eine Einladung des US-Präsidenten Ronald Reagan für einen Besuch im Weissen Haus vor. Ich war mir sicher, dass Faith Whittlesey diese ungewöhnliche Geste im Hintergrund bewirkt hatte. Überflüssig, zu sagen, dass damit die guten Beziehungen zwischen der Schweiz und den USA wiederhergestellt waren. Was auf diplomatischem Weg nicht gelang, bewirkten zwei Frauen.»

Suzi LeVine, US-Botschafterin in der Schweiz 2014–2017

«Botschafter sind wie Läufer in einer Staffel, bei der der Stab von einem Emissär zum nächsten weitergereicht wird. Faith Whittlesey war nicht meine direkte Vorgängerin, doch der Stab, der mir überreicht wurde, trug immer noch unverkennbar ihre Fingerabdrücke. Whittleseys Einfluss offenbarte sich besonders durch die Arbeit, die sie nach Abschluss ihres offiziellen Amtes weiterführte. Das Young Leaders Program der American Swiss Foundation wird auch in Zukunft die Beziehungen zwischen unseren Ländern stärken. Whittleseys Stimme ist verstummt, aber ihr Geist wird in allen weiterleben, die sie mit ihrer Arbeit zeitlebens berührt hat. #RIPFaith.»



«Glücksfall»: mit Bundesrat Furgler, 1985.

Carlo Jagmetti, Schweizer Botschafter in den USA 1993–1997

«Botschafterin Faith Whittlesey war eine erfahrene Diplomatin. Sie hatte aber auch klare politische Ansichten, die ich immer mit grösstem Interesse vernahm. Wir sprachen zusammen oft über die Schweiz, deren politische Strukturen und deren Platz in der Familie der Nationen. Ihr Interesse an der kleinen Schwesterrepublik und ihre umfassenden Kenntnisse waren beeindruckend. Sie hat sehr viel beigetragen zur Vertiefung der Beziehungen zwischen der Schweiz und den USA und hat es verstanden, schweizerische Standpunkte und Konzepte den Amerikanern näherzubringen. In der Schweiz wird die kompetente, freundschaftliche und einnehmende Haltung von Faith Whittlesey nicht vergessen gehen, und man wird ihrer stets mit Bewunderung und tiefer Dankbarkeit gedenken.»

Die Nachrufe wurden auf Anfrage exklusiv für die Weltwoche verfasst.

Chemie, die sie mit dem Präsidenten verband. Die beiden waren ein professionelles Dreamteam. Von den konservativen Grundwerten über einen entschiedenen Antikommunismus und die Fiskalpolitik bis zum Schutz des ungeborenen Lebens teilten sie dieselben Ansichten.

Reagan hatte Flankenschutz bitter nötig. Als Whittlesey ihre Stelle im Oval Office antrat, lag die Zustimmung für den Präsidenten im Volk bei 35 Prozent. Nun wandte sie in ganz

Whittlesey war die einzige Frau unter den achtzehn Schlüsselfiguren im Weissen Haus.

Amerika an, was sie in der Schweiz eingeübt hatte. Unermüdlich erklärte sie Reagans Agenda. Bei der Präsidentenwahl 1984 war Reagan zurück, kräftiger als je zuvor. Er gewann praktisch in jedem Staat. Im Repräsentantenhaus legten die Republikaner um sechzehn Sitze zu.

Whittlesey war die einzige Frau unter den achtzehn Schlüsselfiguren im Weissen Haus. Zu ihrem Erstaunen planten Stabschef Baker und sein Stellvertreter Michael Deaver, sie speziell auf Frauenfragen anzusetzen. Whittlesey empfand das Ansinnen als «komplett sexistisch».

Als Berufsfrau und alleinerziehende Mutter von drei Kindern wusste niemand besser als Whittlesey, unter welchem Druck Frauen in der Politik standen. Doch sie weigerte sich beharrlich, auf Frauenthemen reduziert zu werden. Das Schicksal hatte sie gelehrt, alles selbst an die Hand zu nehmen. Mit einer Referenz auf das Hollywood-Tanztraumpaar der dreissiger Jahre beschrieb sie ihre eigene Situation treffend: «Erinnern Sie sich an Ginger Rogers? Sie tat alles, was Fred Astaire tat – nur rückwärts und in Stöckelschuhen.»

Ihr Lieblingsparkett war die Schweiz, ihre Lieblingspartner waren die Schweizer, die sie in kurzer Zeit ins Herz geschlossen hatte. 1985 bat sie den Präsidenten, als Botschafterin nach Bern zurückkehren zu können, wo sie das Fundament zementierte, auf welchem die guten Beziehungen bis heute stehen.

Als sie 1988 den Wunsch äusserte, sich ihrem Privatleben und ihren Kindern in den USA zu widmen, akzeptierte Präsident Reagan «widerstrebend». «Ich habe dich vermisst, seit du wieder in die Schweiz zurückgingst», schrieb Reagan in einem privaten Brief und sagte voraus: «Ich bin sicher, die Schweizer werden dich auch vermissen.»

Reagan hatte recht. Doch Whittlesey liess ihre Freunde nicht im Stich. Mindestens einmal im Jahr kehrte sie zurück – mit der Young Leaders Conference, einem Programm der American Swiss Foundation (ASF), deren Präsidium sie übernahm. Mit «Mutterinstinkt», wie sie sagte, kümmerte sie sich um den Nachwuchs.

Während sie aus ihrer konservativen Meinung nie einen Hehl machte, sorgte sie mit professionellem Blick und mit Fairness dafür, dass junge Talente parteipolitisch ausgewogen ausgewählt wurden. 1200 Alumni, unter ihnen auch der gegenwärtige US-Botschafter in Bern, Ed McMullen, beleben bis heute die bilateralen Beziehungen.

Die Schweiz steht in der Welt hoch im Kurs. Doch zeigt bekanntlich erst die Krise, wer ein wahrer Freund ist. Als unser Land in den neunziger Jahren im Zusammenhang mit nachrichtenlosen Konten von Holocaust-Opfern unter heftigen Beschuss geriet, stellte sich Whittlesey schützend vor die Schwesterrepublik. «Sie war ein Schlechtwetterfreund», sagt Doug Sears, Vizepräsident der Boston University, der unter ihr in der Botschaft in Bern arbeitete. «Und sie tat es nicht entschuldigend oder halbherzig. Sie war, wie wir sagen, «all in.»»

Als Obama angriff

Darüber, dass es in ihrem Privatleben bittere Stunden gab, sprach sie kaum. 2012 nahm sich ihr ältester Sohn Henry, an einer schweren Depression leidend, wie bereits sein Vater das Leben. Besser umgehen konnte Whittlesey mit Schicksalsschlägen, die ihre eigene Gesundheit betrafen. 1994 wurde bei ihr ein bösartiger Tumor im rechten Auge entdeckt. Ärzte gaben ihr eine Überlebenschance von neun bis fünfzehn Prozent. Ohne zu zaudern, liess sich die zierliche Frau, die stets auf perfektes Erscheinungsbild Wert legte, das Auge (und einen Teil der Lunge) entfernen und kämpfte sich zurück ins Leben. «Du kriegst sie nicht klein», sagte eine langjährige Freundin, «sie glaubt, was sie glaubt, und sie handelt danach, bis sie tot ist.»

Vor wenigen Wochen erfuhr Whittlesey, dass ihr Körper wieder von Krebs befallen war. Diesmal liess die Krankheit der Kämpferin keine Chance. Im Beisein von ihren zehn Grosskindern verabschiedete sie sich still und leise auf ihre letzte Reise.

«Es gibt in den USA keinen erfahrenen Diplomaten mit einem geschichtlichen Gedächtnis, der die Schweiz versteht», sagte sie der *Weltwoche*, als 2009 die Obama-Regierung mit voller Wucht Angriffe auf das Schweizer Bankgeheimnis lancierte. Faith Whittlesey war dieses Gedächtnis in Person. Die Lücke, die sie hinterlässt, vermag ein Einzelner nicht zu füllen. Dennoch lässt sie auch jetzt die Schweiz nicht im Stich. Das Netzwerk der Swiss American Foundation beidseits des Atlantiks trägt jährlich neue Früchte. Sie sind Ambassador Whittleseys Vermächtnis. Und für die Schweiz von unschätzbarem Wert.

* Die Zitate stammen aus zahlreichen Gesprächen, die der Autor zwischen 2009 und 2018 mit Botschafterin Whittlesey geführt hat, sowie aus der Biografie von Thomas J. Carty: «Backwards in High Heels», Casemate, 2012

Migration

Zunahme zu Land und Wasser

Seit Flüchtlinge nicht mehr auf den griechischen Inseln bleiben müssen, steigt die Zahl neuer Migranten. Sie gelangen sowohl auf dem Seeweg als auch über die Landgrenze nach Europa.

Mitte April entschied ein griechisches Gericht, dass Flüchtlinge nicht auf den griechischen Inseln festgehalten werden dürfen. Seither hat sich die Zahl neuer Migranten deutlich erhöht. Im Vergleich mit den Hunderttausenden auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise 2015/16 nehmen sich die jüngsten Zahlen relativ bescheiden aus, aber die Dynamik ist erheblich. Und die Dunkelziffer wahrscheinlich auch.

Vom 1. Januar bis zum 24. Mai gelangten nach Angaben der Internationalen Organisation für Migration (IOM) fast 11 000 Migranten über das Meer zu den griechischen Inseln vor der türkischen Küste. Im Vorjahreszeitraum waren es etwa 6500 gewesen. Die meisten kamen weiterhin aus Syrien und dem Irak sowie Afghanistan.

Noch besorgniserregender ist ein deutlicher Anstieg der Zahlen auf der Landroute. Neunmal mehr Migranten wurden dort in diesem Jahr aufgegriffen als im vergleichbaren Zeitraum 2017 – bislang rund 7000 Menschen. Das sind aber nur jene, die von den Sicherheitsbehörden registriert wurden.

Die Grenze verläuft grösstenteils entlang des Evros-Flusses, lediglich ein zwanzig Kilometer langer Abschnitt verläuft auf trockenem Land. Da diese Grenze relativ leicht zu überwachen ist – es gibt dort auch einen Grenzzaun –, argwöhnen Kritiker, dass die griechischen Behörden derzeit nicht besonders wachsam sind.

Der Flüchtlingsdeal zwischen der EU und der Türkei, nach dem die Türkei all jene zurücknehmen muss, die nicht als schutzbedürftig anerkannt werden, gilt übrigens nicht für Migranten, die über die Landgrenze kommen. Ohnehin hält sich die türkische Seite in der Praxis kaum oder gar nicht an ihre Rücknahmepflicht. Neuankommende Migranten auf den griechischen Inseln dürfen gemäss

dem jüngsten Gerichtsurteil aufs Festland. Wer früher ankam, muss weiterhin auf den Inseln bleiben, bis sein Asylverfahren vollendet ist. Mehrfach kam es in den letzten Wochen auf der Insel Lesbos, aber auch in einem Flüchtlingslager bei Athen, zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Migrantengruppen oder zwischen aufgebrauchten Anwohnern und Migranten.

Weil mehr illegale Einwanderer über Griechenland kommen, steigen auch die Zahlen durchreisender Migranten in den Balkanländern. An der mazedonisch-griechischen Grenze gibt es einen Grenzzaun, auch zwischen Bulgarien und der Türkei. Das mag der Grund sein, warum in letzter Zeit Migranten verstärkt den Weg über Albanien, das Kosovo und Bosnien suchen. Um den Zustrom einzudämmen, erwägt Montenegro den Bau eines Grenzzaunes an der Grenze zu Albanien, und im ethnisch gespaltenen Bosnien droht die



Erhebliche Dynamik: Flüchtlinge auf Lesbos.

Die Türkei hält sich kaum oder gar nicht an ihre Rücknahmepflicht.

serbische Teilrepublik, ihre Grenzen zum bosnischen und kroatischen Teil des Landes militärisch zu sichern.

Griechenland ist mit 18 000 Neuankömmlingen in diesem Jahr erstmals seit längerer Zeit wieder die Hauptroute für Migranten nach Europa. Total sind die Zahlen jedoch gesunken. Bislang kamen dieses Jahr etwa 30 000 Migranten über das Mittelmeer nach Italien, Griechenland, Spanien und Zypern. Im Vorjahreszeitraum waren es rund 60 000.

Nach Angaben der Uno kehrten rund 10 000 Migranten innerhalb der letzten zwanzig Monate freiwillig aus Griechenland in ihre Herkunftsländer zurück. Dies im Rahmen eines von der EU alimentierten Programms, das Migranten finanzielle Unterstützung anbietet, wenn sie heimkehren. Die EU finanziert in Griechenland zudem teilweise die Unterbringung mehrerer zehntausend Asylbewerber in Mietwohnungen. *Boris Kálnoky*

«Ich habe eine Pflicht»

Der Methusalem der malaysischen Politik ist zurück an der Macht. Es ist ein Comeback, das weltweit seinesgleichen sucht. Ambivalenz und Ironie sind Mahathir Mohamads Markenzeichen.

Von Sophie Mühlmann



Malaysischer Tsunami: Premierminister Mohamad, 93.

«Wenn man älter wird, möchte man manchmal länger ausschlafen. Dem muss man widerstehen» – so sprach Malaysias alter neuer Regierungschef jüngst in einem Interview, «alles eine Frage der Disziplin.» Mahathir Mohamad wird im Juli dreiundneunzig. Aber er will nicht im Lehnstuhl auf sein langes Leben zurückblicken, er will nicht – wie andere in die Jahre gekommene Staatsmänner – als weiser Greis seine Jünger um sich scharen und Lebensweisheiten verteilen. Der Ruhestand muss warten: Malaysias Urgrossvater der Nation will es noch mal wissen – und das Volk traut es dem rüstigen Veteranen tatsächlich auch zu.

Eine Art Seifenoper

Am 9. Mai wurde «Dr. M» nach vierzehn Jahren als Pensionär noch einmal zum Regierungschef des südostasiatischen Landes gewählt. Über 60 Prozent der Wähler stimmten für sein nagelneues Oppositionsbündnis. Ein «malaysischer Tsunami» – so nannte Mahathir seinen

Triumph selbst, ein Comeback, das weltweit seinesgleichen sucht. Mahathir Mohamad ist nun der älteste Premierminister der Erde.

Seine Wiederwahl war ein politischer Thriller – eine Art Seifenoper mit rasanten Wendungen, verratenem Vertrauen und munterem «Bäumchen wechsele dich». Und am Ende stand ein donnerndes Finale, denn zum ersten Mal seit Malaysias Unabhängigkeit 1957 hat die Opposition hier gesiegt.

Mahathir wollte seinen korrupten Vorgänger Najib Razak aus dem Amt befördern – koste es, was es wolle. Dabei war der einst sein Zögling gewesen, handverlesen und herangezüchtet in der Umno (United Malays National Organisation), der grössten Partei des Landes, die Mahathir selbst einst vor sechs Jahrzehnten gross gemacht hatte. Der alte Mann hatte auch nach seinem Rücktritt all seine Nachfolger beraten, im Hintergrund eine Hand am Steuer behalten und immer seinen Senf dazugegeben. Doch dann wurde es ihm zu viel: Najib hatte

allzu viel Geld in seine eigenen Taschen fliessen lassen, auch wenn der selbst alles abstreitet: Umgerechnet 4,3 Millionen Franken aus dem Staatsfonds waren verschwunden, über eine halbe Milliarde soll über Umwege auf seinem eigenen Konto gelandet sein. Najib sei ein «Dieb», ein «Gangster», wettete Mahathir im Wahlkampf. Zwar musste er dabei hin und wieder gestützt werden, doch das hat seine Verve kein bisschen gebremst.

Weil er niemanden in der politischen Landschaft entdecken konnte, dem er die Nachfolge mehr zutraute als sich selbst, warf er sich eben persönlich wieder in den Ring. Um seinen in Ungnade gefallenen Schützling loszuwerden, verliess Mahathir sogar seine politische Heimat und schuf das Oppositionsbündnis mit dem optimistischen Namen «Pakt der Hoffnung» (Pakatan Harapan). Und als wäre das noch nicht bizarr genug, verbrüdete er sich gar mit seinem einstigen politischen Erzfeind, Oppositionsführer Anwar Ibrahim – dem Mann, den er

selbst einst mit übelsten Sodomievorwürfen und dreckigen Tricks hatte wegsperrt lassen. Noch sitzt Anwar wegen dieser Unzuchtvorwürfe im Gefängnis, doch nun soll er offiziell begnadigt werden. Und wenn der greise Mahathir irgendwann dann doch nicht mehr kann, soll so sein alter Feind das Ruder übernehmen. Eine von vielen Kehrtwenden auf Mahathirs Weg.

«Moralisch ungeeignet»

Aber der studierte Mediziner ist nie geradeaus gegangen. Er preschte vor, eckte an, drehte ab – wie es ihm eben gerade zupasskam. Der Vater von sieben Kindern war gelernter Arzt, bevor er sich der Politik verschrieb. Aber engagiert war er schon als ganz junger Bursche. Mahathir Mohamad wurde 1925 in Alor Setar im damals noch britischen Malaysia als jüngstes von neun Kindern geboren. Er ist malaysisch-indischer Abstammung, und diese seine Herkunft hat ihn stark geprägt. Gern erzählt er über seine früheren Demütigungen, die ihn zum erbitterten Streiter für die malaiische Rasse in seiner Heimat gemacht haben: Als er zum Beispiel als Student einst eine reiche Freundin besuchen wollte, schickte man ihn zum Dienstboteneingang.

Schon während seines Studiums im heutigen Singapur hielt er flammende Reden. Mit 21 wurde er in der Umno aktiv, doch «Dr. M» führte sieben Jahre lang eine Praxis im Gliedstaat Kedah, bevor er 1964 ins Parlament gewählt wurde und die Medizin endgültig an den Nagel hängte. Aber weil er schon in jenen frühen Jahren lautstark gegen den damaligen Premierminister geschimpft hatte, wurde er fünf Jahre später aus der Partei ausgeschlossen.

Doch er liess sich nicht mundtot machen, und seine kontroversen, streng malaysisch-nationalistischen Theorien fielen bei den jungen Umno-Mitgliedern auf fruchtbaren Boden. So gelang ihm sein erstes Comeback: 1974 wurde er wieder ins Parlament gewählt, später als Erziehungsminister ins Kabinett geholt – und 1981 wurde er Premierminister.

Er blieb es 22 Jahre. Unter seiner Regierung verwandelte sich das moskitoverseuchte Land am Süzipfel von Thailand in den neunziger Jahren in einen der asiatischen Tigerstaaten. Damals liess er die Petronas Twin Towers in der Hauptstadt Kuala Lumpur erbauen – immer noch die höchsten Zwillingstürme der Welt und ein Wahrzeichen Malaysias.

Mahathirs pragmatischer, aber autoritärer Führungsstil kam in Malaysia gut an – auch wenn die Menschenrechte nicht zu seinen ersten Prioritäten gehörten. Unliebsame Richter wurden gefeuert, unbequeme Journalisten zensiert, Oppositionsmitglieder landeten ohne Gerichtsverfahren im Gefängnis.

Das berühmteste Beispiel war eben sein einstiger Stellvertreter, jener Anwar Ibrahim, der heute auch schon siebzig Jahre alt ist. In jungen Jahren hatten er und Mahathir Mohamad bei-

nahe eine Art Vater-Sohn-Verhältnis – bis Anwar 1998 wirtschaftliche und politische Reformen forderte. Prompt wurde er unter abstrusen Vorwürfen weggesperrt: Er sei «moralisch ungeeignet für Führungsaufgaben», sagte Mahathir damals über Anwar. Nun will er ihn zu seinem Nachfolger machen. Zweimal eine 180-Grad-Wendung – und typisch für Mahathir.

Mahathir Mohamad war nicht nur international berühmt oder berüchtigt, weil er sein Land mit harter Hand regierte. Er wettete ausserdem sein Leben lang immer wieder lautstark über den «arroganten» Westen und gilt bei vielen als übler Antisemit. So sorgte er zum Beispiel, nur wenige Tage bevor er 2003 zurücktrat, für empörte Schlagzeilen und einen Tadel des Weissen Hauses, weil er behauptete, dass die Juden «die Welt regieren».

Malaysias Monarchen sind nicht begeistert über die Rückkehr des starken alten Mannes: Der Sultan des Bundesstaates Johor kritisierte Mahathir, er spiele «die Politik von Angst und Rasse», der Sultan von Selangor beschrieb ihn als einen «wütenden Mann, der das ganze Land mit seiner Wut niederbrennen wird». Mahathir Mohamad antwortete sarkastisch: «Ja, ich bin ein sehr wütender Mann. Ihr könnt sehen, wie wütend ich bin. Ich werde euch verbrennen, ich verbrenne immer Dinge.»

«Ich bin ein sehr wütender Mann. Ich werde euch verbrennen, ich verbrenne immer Dinge.»

Aber auch hier bleibt Mahathir eine widersprüchliche Person und nicht ohne Selbstkritik. Jüngst veröffentlichte er einen Kurzfilm, in dem er einem kleinen Mädchen erklärt, dass er nicht unfehlbar sei. «Ich bin schon alt», sagt er da, und seine Augen schwimmen in Tränen. «Ich habe nicht mehr viel Zeit. Ich muss einiges erledigen, um das Land wiederaufzubauen. Vielleicht weil ich selbst in der Vergangenheit Fehler gemacht habe, vielleicht wegen der gegenwärtigen Situation.»

Mahathir Mohamad polarisiert. Manche lieben ihn, andere hassen ihn – dazwischen, so scheint es, gibt es kaum etwas. Aber niemand bezweifelt wohl, dass er seine Heimat Malaysia mit wildem Patriotismus liebt. In einem Interview in Malaysias Wirtschafts-Wochenzeitung *The Edge* gab er jüngst ganz offen zu, wie er selbst sein Comeback betrachte: «Es ist beängstigend!», schreibt der 93-jährige Politiker aus Leidenschaft, «es ist eine sehr viele schwierigere Aufgabe [als 1981]. Ich muss mich hinsetzen und unterrichten lassen. Und dann muss ich Posten füllen mit Leuten, die ich nicht kenne. Es wird eine Menge Zeit brauchen. Ich weiss nichts über Schicksal, aber ich bin praktisch gezwungen worden, zurückzukehren. Also, ich weiss nicht, ob es Schicksal ist oder nicht, aber ich habe eine Pflicht.» ○



Inside Washington

Vater und Sohn

Im Hause Trump macht der Junior dem Senior Konkurrenz. Gerne auch auf Twitter.

Wie der Vater, so der Sohn. Er ist ein selbstbewusster New Yorker Immobilienunternehmer, der keinem Streit aus dem Weg geht und klare Worte liebt. Auch ihm werden Affären nachgesagt. Derzeit ist er in einen unschönen Boulevardskandal verwickelt, in dem mindestens noch eine aufgetakelte, sensationshungrige, sehr blonde Blondine eine Rolle spielt.

Seine politischen Ambitionen sind vielleicht so gigantisch wie die Wolkenkratzer, an denen unübersehbar das goldene Trump-Logo prangt. Wenn man den Gerüchten glauben darf, strebt er das Amt des Gouverneurs von New York an. Und genau wie sein Vater, der 45. Präsident der Vereinigten Staaten, ist Don Trump Jr ein grosser Fan von Twitter. Am Wochenende war der erste der «first sons» eifrig dabei, seine Feinde zu ärgern und seine Freunde zu begeistern. So setzte er einen Link auf einen Artikel des *Guardian*, in dem seine wachsende politische Macht vorhergesagt und kommentiert wird: «Donald Trump Jr: verehrt von den Rechten, baut sich seine eigene politische Basis auf». Auch seine Fake-News-Feinde bekamen ihr Fett weg. Auf einen NBC-News-Tweet, in dem verkündet worden war: «Spanisch, nicht Englisch, ist die Sprache der meisten Amerikaner», reagierte Don Jr in charakteristischer Manier: «So bemüht!!! Eure Verzweiflung ist mit Händen zu greifen.»

Ein altgedienter Republikaner, unter Bush zuständig für Kommunikation, ein früher Anhänger von Trump, meinte gegenüber «Inside Washington», dass der Präsidentensohn mit dem Feuer spiele: «Dieses durchgeknallte Kind macht Mama Sorgen.» Aber seine 2,8 Millionen Follower twittern eine andere Story. Allerdings kommt seine Schwester Ivanka mit ihrer leisen Art, ihren hübschen Lifestyle-Fotos und ihren patriotischen Tweets auf doppelt so viele Follower: Sie hat 5,6 Millionen Fans. Alles eine Frage des Branding. *Amy Holmes*

Künstler im Flachland der Realität

Von Matthias Matussek

Auch Riesen sterben, und wenn sie fallen, ändert sich das Licht auf die Welt. Alles wird ein wenig nackter und kahler und gewöhnlicher. Die grosse amerikanische Literatur der Erzähler wird ärmer. Aber allmählich sollte Schluss mit Kahlschlag sein, Herrgott im Himmel. Erst Tom Wolfe, der scharfsinnigste Linkenverächter, der Erfinder des New Journalism, der Alleskönner und Dandy mit den silbernen Patronen im Colt, und nun Philip Roth, der Gigant, vielleicht der letzte der amerikanischen Literatur.

Die anderen sind vorausgegangen, vor allem die jüdische Seite: Mailer und Brodkey und Malamud und Bellow.

Ich schätze mich glücklich, Harold Brodkey zum Freund gehabt zu haben. Er, All-American-Macho und das verlorene jüdische Waisenkind in einem – er hat, in der virtuosen Kurzgeschichte «Unschuld», den Sex als Schlachtfeld erforscht, die unvergessene Orna, «to see her in sunlight was to see Marxism die», ein Tanz und Zweikampf zum Höhepunkt über fünfzig Seiten hinweg bis in die feinste Nervenregung und die verborgensten Gefühle.

«Moby Dick der Masturbation»

Philip Roth betrat die Bühne ebenfalls in den sechziger Jahren als Tabubrecher und Experte für pornografisches Material – sein erster grosser Romanerfolg war die Psychoanalyse eines zwanghaften Onanisten.

«Portnoys Beschwerden» von 1969 hatten schon vor Erscheinen eine Million für Lizenzrechte eingespielt, es war annonciert als das Buch der Dekade. Die Handlung: Der Monolog eines Psychoanalyse-Patienten auf der Couch, ein überbehüteter jüdischer Junge spricht über seine Kastrationsängste, den schwachen Vater, die Übermutter und den unstillbaren Hunger auf «Schicksen», auf nichtjüdische Mädchen. Ansonsten: obsessiver Onanist. Die wohl bekannteste Stelle ist die, in der Alexander Portnoy gesteht, dass er alles vögelt, auch die Leber, die es eigentlich zum Mittagessen geben sollte.

Ein Dreckskerl, umwerfend komisch, anarchisch, ehrlich, ohne jede Scheu, irgendwelche Manieren zu verletzen. Wohlmeinende Kritiker wie Anatole Broyard nannten das Buch den «Moby Dick der Masturbation» und das «Catch-22 der Sexualität», auf Joseph Heller anspielend, der ebenfalls nicht mehr unter uns ist (ihn durfte ich auch kennenlernen – was für ein ausgeruhter Spötter!). Jüdische Kritiker nannten Roth's Roman antisemitisch. Marcel Reich-Ranicki sah in erster Linie Ferkeleien.

Roth selber war amüsiert, und als er vor ein paar Jahren von einem schwedischen Blatt über

den Skandal befragt wurde, der darin bestand, dass ihm die Akademie den Nobelpreis trotz weiterer Weltmeisterromane noch immer nicht zugedacht hatte, witzelte er: «Am besten wäre es gewesen, ich hätte nur den «Portnoy»-Roman geschrieben mit dem Titel «Der Orgasmus unter den Bedingungen des Raubtierkapitalismus» – dann hätte ich ihn sicher gekriegt.» «Portnoy» erwies sich als Longseller, bis heute sind sechs Millionen Exemplare verkauft.

Doch Roth hatte erst ausgeholt. Mit seinen Romanen um sein Alter Ego Nathan Zuckerman durchmass er die amerikanischen Freiheitshimmel und Bigotteriehöllen, es folgten Gipfelleistungen wie «Amerikanisches Idyll», vor allem aber «Der menschliche Makel», der Roman aller Romane über die intellektuelle und moralische Todeskrankheit der politischen Korrektheit auf amerikanischen Unis.

Zuckerman lernt Coleman Silk kennen, einen geachteten Professor für klassische Literatur, der in einem Seminar über zwei notorische Schwänzer scherzhaft bemerkt, die seien

Im Alter von 79 Jahren verkündete er das Ende seiner Schriftstellerei. «I'm done», sagte er.

wohl «dunkle Gestalten, die das Seminarlicht scheuen». Coleman ahnt nicht, dass es sich bei den beiden um schwarze Studentinnen handelt. Er wird wegen seiner «rassistischen» Äusserung (die in Wahrheit ein abgewandeltes Shakespeare-Zitat ist) von Aktivistinnen und Konkurrentinnen durch die Mangel gedreht, bis er seinen Job aufgibt.

Hexenjagden an der Uni – ich hatte ein paar Jahre früher darüber recherchiert und später in Roth's Roman alles wiedergefunden. Die unschuldigen Opfer, die stalinistischen Verhöre, die schmallippigen Feministinnen – bei mir eine hochgewachsene Dürre mit ihren Verordnungen, auf deren Honda ein Aufkleber prangte: «Mein anderes Auto ist ein Besenstiel».

Es waren die Jahre der Lewinsky-Affäre. Und selbstverständlich stand der *human stain*, der sehr menschliche Makel, auch da bereits im Mittelpunkt, es handelte sich um einen sehr präsidialen Spermaflecken. Philip Roth ein Pornograf? Ach wo, ein grosser Künstler im Vergleich zu den Untersuchungsausschüssen im Flachland der verbiesterten Realität.

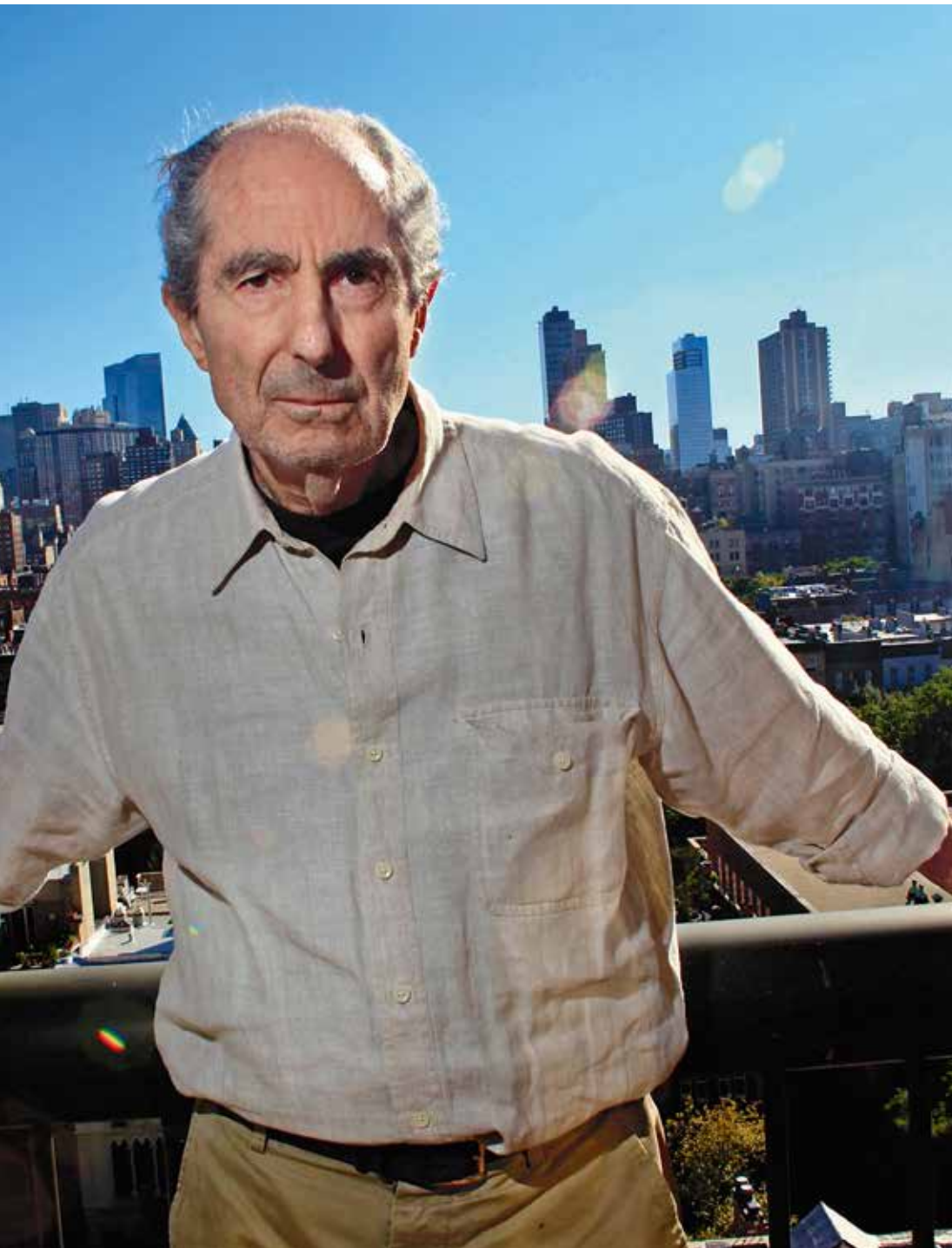
Der Clou des «Menschlichen Makels» allerdings besteht in der Tatsache, dass sich Coleman Silk selber als sehr hellhäutiger Schwarzer herausstellt, der eine jüdische Identität angenommen hat. Als über Siebzjähriger findet



Wahrer Meister seiner Mittel:

er ein spätes Glück bei der jungen Putzfrau und vermeintlichen Analphabetin Faunia Farley. Und hier dürfte zum ersten Mal das Wundermittel Viagra in die Hochliteratur eingeführt worden sein, denn die beiden haben ein erfülltes Sexleben. Wie in allen seinen Romanen ist Roth komisch, sentimental, schmutzig, erotisch, böse, hochintelligent, ein wahrer Meister seiner Mittel. Dass die Verfilmung durch Robert Benton in die Hose ging, liegt vielleicht auch an der Fehlbesetzung mit der ätherisch schönen Nicole Kidman als Putzfrau.

In den letzten zwei Jahrzehnten seines Schaffens hatte Roth fast jedes Jahr einen Roman oder eine Novelle herausgebracht, noch einen und noch einen, er hatte sich auf seinem Tretfahrrad fit gehalten, wie mir sein



Jahrhundertschritsteller Philip Roth (1933–2018) vor der Skyline von New York, 2010.

deutscher Verleger Michael Krüger mal seufzend anvertraute, in der vergeblichen Hoffnung auf einen Anruf durch die schwedischen Apostel des Antiamerikanismus und der politischen Korrektheit. Er blieb aus.

Im Alter von 79 Jahren verkündete er das Ende seiner Schriftstellerei. «I'm done», sagte er. Er schrieb auf einen Zettel «Der Kampf mit dem Schreiben ist vorbei», klebte ihn auf einen Computer und freute sich jedes Mal, wenn er ihn sah.

Vielleicht treibt aber treibt die Buchkunst insgesamt auf ein Ende zu? Die Lesekultur? Jüngst liess der Late-Night-Host Jimmy Kimmel in seiner Show Strasseninterviews führen mit der Aufforderung: «Nennen Sie den Titel eines Buches!» Irgendeines.

«Ein Buch?», fragten die Passanten überrascht, Alte und Junge, Weisse und Schwarze, «ähm, äh . . . ich hab's gleich, zählen auch Magazine? Hm. «Das Dschungelbuch»? Ah, nee, ist ein Film, oder?»

Tatsächlich scheint es so, dass das Lesen zur verschollenen Kulturtechnik wird. Die Giganten treten ab. Der letzte, James Salter, hat sich vor fünf Jahren mit einem Jahrhundertroman verabschiedet («All That Is») und war zwei Jahre später gestorben. Und man ertappt sich dabei, die Geburtsdaten von Richard Ford oder Thomas Pynchon, von T.C. Boyle oder Cormac McCarthy («All the Pretty Horses») zu googeln. All die grossen Schreiber, all die grossen unerschrockenen Erzähler und Weltzauberer.

Unter denen selbstverständlich auch Tom Wolfe rangierte, der sich nicht scheute, eine amoralisch-vergnügte Haltung zu dem Präsidentschaftskandidaten Trump einzunehmen, und dessen Konkurrentin als humorlose, glücklose Linke ablehnte.

Da tut sich Leere auf

Wolfe, der den New Journalism erfunden hat, mit mimetischen Kunstleistungen wie dem Essay über Autobastler und ihre Babys, Titel: «There Goes (Varoom! Varoom!) That Kandy-Kolored (Thphhhhhh!) Tangerine-Flake Streamline Baby (Rahghhh!) Around the Bend (Brummmmmmmmmmmmmmmmmmm) . . .» Kurt Vonnegut urteilte: «Das Werk eines Genies – das alles tut, um Aufmerksamkeit zu erregen.» Nur ein erzählerisches Genie konnte mit «The Right Stuff» über den Überschallpiloten Chuck Yeager und das Apollo-Programm recherchieren und diesen porträtieren, wie er es getan hat, und mit «Fegefeuer der Eitelkeiten» den Gier-Roman der Achtziger-Wallstreet-Jahre schreiben, der ebenfalls ursprünglich als Reportage gedacht war.

Tom Wolfe, der Dandy im makellosen weissen Anzug mit den Button-down-Hemden, dem Stock mit dem Wolfskopf, dem weissen Borsalino, Tom Wolfe der Alleskönner.

Anders als Philip Roth schrieb er bis zuletzt, und zwar mit einem säurehaltigen Füllfederhalter; sein letztes Werk, «Das Königreich der Sprache», war eine Attacke auf die Linken-Ikone Noam Chomsky, dessen Manipulationen und dessen grosses Versagen als Linguist. Die Frage, woher die Sprache komme, hat er einfach falsch beantwortet, denn die Wahrheit ist: Keiner weiss es. Es gibt sie nicht, diese Urgrammatik, mit der wir auf die Welt kommen. Bewiesen durch einen Reporter im Amazonas. Ach so, und die Evolutionstheorie, die Darwin in Wahrheit gestohlen hat – ebenfalls Bullshit. Schliesslich empfiehlt er der Literatur, mehr auf die Recherchetechniken des Journalismus zu vertrauen.

Sein Idol war Emile Zola, nicht wegen dessen sozialem Engagement, sondern wegen der Genauigkeit und Unerschrockenheit in der Recherche, er stieg hinab in die Pariser Hölle, in die Fleischmärkte und Elendsquartiere, und notierte. «Ohne zu lügen.»

Nun also Roth und Wolfe, von diesen beiden Giganten, die gegensätzlicher nicht sein konnten und uns mit ihren Meisterleistungen faszinierten, wird nichts mehr kommen. Da tut sich Leere auf.

Ein Satz, Tom Wolfes Lieblingszitat, sollte wenigstens bleiben, für die politische Debatte. Er stammt in Wahrheit von Marshall McLuhan: «Moralische Entrüstung ist die Würde für Idioten.» Und noch einer, von Tom Wolfe selber, zu Wikipedia: «Nur absolute Primitivlinge glauben auch nur ein Wort von dem, was die da reinschreiben.»

Invasion der Helvetier

Arles erlebt dank der Baslerin Maja Hoffmann eine Renaissance. Sie investiert im Rom der Gallier in Kultur und Hotels. Die Mäzenin hat mehr Geld als die Stadt, die von einem Kommunisten regiert wird. Sie lässt sich für 150 Millionen einen Tempel von Frank Gehry bauen. *Von Jürg Altwegg*

Arles war schon immer eine Reise wert. Sie führt in die Vergangenheit, zu den Römern, die in ihrer Provinzhauptstadt einige ihrer am besten erhaltenen architektonischen Realisationen hinterlassen haben – viele sind im Weltkulturerbe der Unesco verzeichnet. Die Reise erschliesst Kirchen und Klöster des Mittelalters und führt zu van Gogh. Seine Sonnenblumen, der Stierkampf und die jährliche Pilgerfahrt der Roma sind die Klischees, von denen die Camargue zehrt und lebt. Noch immer werden aus der Rhone regelmässig unermessliche Schätze der Antike an Land gezogen, vor einem Jahrzehnt machte die älteste Cäsar-Büste weltweit Schlagzeilen. Sie ist in einem neuen Museum zu bewundern und wird in unterschiedlichsten Formaten, die aus dem 3-D-Drucker kommen, verschandelt. Kürzlich fischte der Entdecker des Kaiserschädels das fehlende Schienbein einer bestens erhaltenen Neptun-Statue des 3. Jahrhunderts aus dem Fluss, der aus dem Wallis kommt und mit dessen Wasser die Reisplantagen berieselt werden.

Die Gegenwart ist keine Blütezeit und von der Desindustrialisierung geprägt. Zahlreiche Betriebe wurden geschlossen, Papeterien, Konservenfabriken, Lagerhallen stehen leer, insgesamt gingen 5000 Arbeitsplätze verloren. Nur der Sommertourismus und die Stierzucht scheinen zu florieren. Die Arbeitslosigkeit unter den 50 000 Einwohnern beträgt 15 Prozent. Die Bevölkerung ist ziemlich arm, überaltert und wählt links. Der Stadtpräsident ist Kommunist. Wegen eines Streiks der einheimischen Briefträger gab es gerade während fünf Wochen keine Post.

Zoologe und Öko-Pionier

Doch Arles ist nicht nur ein antikes Freilichtmuseum in einer idyllischen Landschaft. Sondern auf dem Weg zu einer spektakulären Erneuerung durch die Kultur, von der nicht nur die effizientere Vermarktung seiner Vergangenheit zeugt. Die Renaissance begann mit den einst bescheidenen, inzwischen berühmten «Rencontres de la photographie», zu deren Begründern der Schriftsteller Michel Tournier gehörte. Ein wichtiges Kapitel schreibt der Verlag Actes Sud, der zu einer der ersten französischen Adressen für Literatur wurde und dem es gelungen ist, bei den Literaturpreisen in Paris die Hegemonie von Gallimard, Grasset und Seuil zu brechen. In Anerkennung dieser Verdienste hat Em-

manuel Macron die Actes-Sud-Verlegerin Françoise Nyssen zu seiner Kulturministerin gemacht.

Auch der in Frankreich überaus erfolgreiche und preisgekrönte Schweizer Schriftsteller Alain Claude Sulzer wird von Actes Sud betreut. In seinen verschiedenen Filialen – Buchhandlung, Musikfestival, Tochterverlage mit 10 000 Titeln – beschäftigt das von Françoise Nyssens Vater aufgebaute kleine Imperium

mehrere hundert Angestellte. Die Nyssens, die aus Belgien kamen, sind nicht der einzige Motor der spektakulären kulturellen Aufrüstung in Arles. Deren zweiter Stützpfeiler sind «les Suisses». Ihre Präsenz ist so intensiv, dass die flächenmässig grösste Gemeinde Frankreichs gelegentlich als 27. Kanton der Schweiz bezeichnet wird.

Die Invasion der Helvetier im Rom der Gallier geht auf Lukas Hoffmann zurück, der



Aufstieg in die Liga der internationalen Kulturmetropolen: Frank-Gehry-Bau in Arles.

sich in der Camargue, wo er vor zwei Jahren starb, Luc nannte. Der Zoologe und Ökopianier hatte hier die den Vögeln geweihte «Station biologique de la Tour du Valat» aufgebaut. Sein Grossvater war der Begründer von Hoffmann-La Roche, seine Schwester die Kunstmäzenin Vera Oeri-Hoffmann. Luc Hoffmanns Sohn André betreut die «Tour du Valat». Zwei seiner Töchter treten als

Eine Lokalzeitung beschrieb Hoffmanns Auftritt auf dem Immobilienmarkt als «Majapoly».

Mäzeninnen in Erscheinung. Vera engagiert sich in der nach ihrem verstorbenen Mann benannten Stiftung Jan Michalski vorwiegend für französischsprachige und osteuropäische



Literatur. Sie war beteiligt, als der Geschäftsführer die Westschweizer Buchhandlungen Payot übernehmen konnte und der Hauptsitz in das ehemalige UBS-Gebäude an allerbesten Lage in Genf verlegt wurde: Bücher verdrängen eine Bank. Vera Michalsky-Hoffmann finanziert einen Literaturpreis und die Schriftsteller-Residenz in Montricher, ist aber auch in Arles präsent, wo sie das Haus gleich neben der Kirche Saint-Trophime besitzt.

Maja Hoffmann betreibt die Fondation Vincent van Gogh, die von der aus Zürich stammenden Kunstkritikerin und Kuratorin Bice Curiger geleitet wird. Sie zeigte vor einem Jahr dessen Bilder aus der Sammlung Bührlé – 90 000 Besucher aus aller Welt wurden registriert, wenig zahlreich waren die Franzosen aus der Region. Die Mäzenin aus der Schweiz hat mehrere legendäre Hotels gekauft, die aufwendig renoviert werden, sowie ein Bio-Restaurant. Eine Lokalzeitung beschrieb ihren Auftritt auf dem lokalen Immobilienmarkt als «Majapoly».

Kündigung im Zorn

150 Millionen Euro investiert die Chemie-Erbin, die in Arles alle Maja nennen, in das Kulturzentrum Luma, das von Frank Gehry, dem Architekten der Fondation Louis Vuitton in Paris, gebaut wird. Auf 26 Milliarden Euro schätzen französische Zeitungen ihr Vermögen. Sie hat die von der Staatsbahn SNCF verkauften Hektaren und Ateliers übernommen. Diese wurden teilweise von den Rencontres de la photographie benutzt, zu deren grosszügigsten Mäzenen die Hoffmanns von jeher zählten. Doch der damalige Leiter François Hébel legte sich quer und kritisierte den Verkauf an eine private Stiftung. Zwar machte ihm Maja Hoffmann weitgehende Versprechungen, doch für Hébel waren die neuen Machtverhältnisse nicht akzeptierbar: Er kündigte im Zorn

Maja Hoffmanns ergebenster Verbündeter ist Stadtpräsident Hervé Schiavetti.

und formulierte sein Ressentiment in einem offenen Brief. Hébel wurde umgehend durch Sam Stourdzé ersetzt, den Arles und das französische Kulturministerium beim Musée de l'Elysée abwarben, was ganz sicher nicht gegen den Widerstand von Maja Hoffmann erfolgte, aber in Lausanne für einigen Unmut sorgte. Die Veranstaltung ist weiter auf Erfolgskurs: Im vergangenen Jahr stieg die Zahl der Besucher um 20 Prozent auf 125 000. Rund vierzig Ausstellungen waren zu sehen. Im kommenden Sommer geht es um die Schwerpunkte 1968 und «America Great Again!».



26 Milliarden Vermögen: Roche-Erbin Hoffmann.

Maja Hoffmanns ergebenster – und einflussreicher – Verbündeter vor Ort ist Hervé Schiavetti, der kommunistische Stadtpräsident seit 2001. Sein Budget beträgt 95 Millionen pro Jahr, die Ausgaben für Soziales wiegen schwer, für die Kultur bleibt wenig. «Ein Traum wird wahr», habe er sich gesagt, als ihm «Maja» von den Plänen mit Frank Gehry erzählte: Arles steigt in die Liga der internationalen Kulturmetropolen auf. Er weiss, was Bilbao dem Guggenheim-Museum verdankt. Und was die Filiale des Centre Pompidou Malaga gebracht hat. Schiavetti erwartet 300 000 zusätzliche Besucher im Rom der Gallier. Annie Leibovitz hat der Stiftung Luma ihre Archive vermacht. Eine neue Hochschule für Fotografie wird entstehen. Der Choreograf Benjamin Millepied konnte für die Betreuung der Tänzer gewonnen werden, für die Maja Hoffmann Residenzen vorsieht.

Gastfreundlichste Stadt Frankreichs

Um die Bevölkerung von den Projekten zu überzeugen, hat Schiavetti seinen Finanzvorsteher Nicolas Koukas zu den Leuten geschickt: «Mit dem ersten Spatenstich hat in Arles das 21. Jahrhundert begonnen», schwärmt Koukas im *Journal du Dimanche*. Und er erzählt, wie er zu den Bewohnern gegangen sei. «Ich ging in die Quartiere, in denen der Front national am meisten Stimmen macht. Seine Wähler leben ein bisschen abgeschottet und glauben, Luma sei nur etwas für die Reichen. Sie muss man überzeugen.» Buchstäblich «bei der Hand genommen» habe er sie, um ihnen die neuen Bauten zu zeigen. >>>

Von Airbnb ist Arles zur gastfreundlichsten Stadt Frankreichs gewählt worden. Achthundertfünfzig Vermieter bieten auf der Internetplattform private Unterkünfte an. Angesichts ihrer Bedeutung für Airbnb wurde hier eine französische Premiere inszeniert: eine Art Kongress für die Anbieter. Arles gehört zu den ersten Städten, für die Airbnb die Kurtaxen direkt einkassiert. Schiavetti kam ebenfalls und lobte die Zusammenarbeit: «Ich unterstütze jeden Partner, der etwas zur wirtschaftlichen Entwicklung und zum Empfang der Besucher beiträgt.»

Widerstand gegen «la Bâloise»

Auch der französische Präsident Emmanuel Macron hat die Baustellen besucht: Seine erste Kultur-Reise in die Provinz führte in die Stadt seiner Ministerin Françoise Nyssen. Kaum eine der vielen Zeitungen, die das Bild publizierten, nannte den Namen der Frau, die ihm das Projekt Luma erklärt – Nyssen steht auf den meisten Fotos im Hintergrund. Auch für

Noch ist das proletarisch wirkende Arles keine bürgerliche Stadt mit einer global denkenden Mehrheit.

Normalsterbliche gibt es längst Führungen vor Ort. Ein Teil der Infrastruktur wird bereits benutzt. In diesem Sommer stehen Ausstellungen von Gilbert & George und Pipilotti Rist auf dem Programm. Die Eröffnung des fast sechzig Meter hohen Gebäudes von Gehry musste auf 2020 verschoben werden.

Nicht nur bei den Wählern des Front national gibt es Vorbehalte und Widerstand gegen «la Bâloise», die Baslerin. Sie betreffen vor allem ihren Perfektionismus: «Alles muss im Fünf-Sterne-Bereich sein.» Die Angst vor einem Tourismus, der die Authentizität der Stadt zerstört, geht um. Schon öffnen die ersten Veganer-Restaurants. Noch ist das eher proletarisch wirkende Arles keine grünbürgerliche Stadt mit einer wohlhabenden, kulturell interessierten, global denkenden Mehrheit. «Aber Arles hat seine Invasoren schon immer freundlich aufgenommen», stellt ein Einwohner fest, ironisch und fatalistisch zugleich. Die diskreten Schweizer jedenfalls sind in ihrem 27. Kanton beliebter als die arroganten Pariser. Arles freut sich sehr wohl darauf, dem benachbarten und grösseren Avignon, das jeden Sommer mit seinem Theaterfestival zur kulturellen Hauptstadt Frankreichs und der linken Schickeria wird, Konkurrenz zu machen. Und auf das erste architektonische Wahrzeichen der Neuzeit. Auch Kritiker – und Neider – anerkennen: Maja Hoffmann liebt diese kleine, alte Stadt, in der sie einen grossen Teil ihrer Jugend verbrachte und in die sie die Zukunft zurückbringt.

Geschichte

Best of Burckhardt

Er zielt die Schweizer Tausendernote und gehört zu den wichtigsten historischen Denkern: Vor zweihundert Jahren kam Jacob Burckhardt (1818–1897) in Basel auf die Welt. Sein Werk in Zitaten.

Er sollte Theologe werden wie sein Vater, doch seine frühen Briefe zeugen von einem dramatischen Glaubensverlust. So wandte sich Jacob Burckhardt der Kunstgeschichte zu und hinterliess Werke, die noch heute durch ihre intellektuelle Frische und literarische Brillanz überzeugen. Die bedeutendste Studie widmete er seiner geistigen Wahlheimat, der Kultur der Renaissance in Italien. Sein Vermächtnis als Universaldenker sind die Vorlesungen «Über das Studium der Geschichte», die als «Weltgeschichtliche Betrachtungen» Generationen von Historikern inspirierten.

Über Demokratie und Diktaturen

Für mich ist es schon lange klar, dass die Welt der Alternative zwischen völliger Demokratie und absolutem, rechtlosem Despotismus entgegengreift, welcher letztere denn freilich nicht mehr von Dynastien betrieben werden möchte, denn diese sind zu weichherzig, sondern von angeblich republicanischen Militärcommandos. Brief an Friedrich von Preen, 13. April 1882

Wir werden tief durch die Misere hindurch gezogen werden, bis einmal jene furchtbaren Simplificateurs Meister werden, welche ich, wie Sie wissen, längst deutlich vor mir sehe. Brief an Max Alioth, 18. Juli 1885

Über Religionen und das Christentum

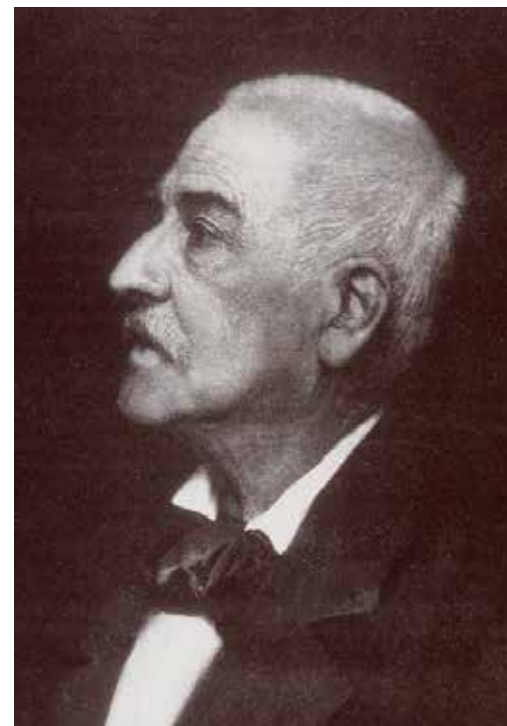
Ich aber habe für ewig mit der Kirche gebrochen, aus ganz individuellem Antrieb – weil ich nämlich buchstäblich nichts mehr damit anzufangen weiss. Meine Sittlichkeit [...] marschiert vorwärts ohne kirchliches Zuthun und rückwärts ohne kirchliche Gewissensbisse. Brief an Willibald Beyschlag, 14. Januar 1844

Spätgekommene Religionen wie Christentum und Buddhismus haben ihr stärkstes Vehikel besonders im Socialen; Aufhebung von Kasten; Armenreligionen, Sklavenreligionen. Aus: «Über das Studium der Geschichte»

Das Christentum ist eigentlich das Leidende, seine Religion vorhanden für Leidende, und vielleicht von allen Religionen nächst dem Buddhismus am wenigsten geeignet, mit dem Staat in irgend eine Verbindung zu treten. Schon seine Universalität ist dem entgegen. Aus: «Über das Studium der Geschichte»

Über den Journalismus

Die Journalistik und der unsägliche, furchtbare



«Der wahre Gradmesser»: Historiker Burckhardt.

Druck, den sie hier auf Politik und Gesellschaft ausübt, giebt mir täglich zu denken. Sie glauben nicht, wie leichtsinnig und frivol hier diese entsetzliche Waffe gehandhabt wird! [...] Der Missbrauch der Presse ist ein viel grösseres Übel, als man glaubt, und keine Tyrannei ist ärger als die der Zeitungsschreiber. Brief an Johanna Kinkel, 21. August 1843

Über Muslime und den Islam

Die Orientalen wissen noch nicht, dass der Geist oder der Mensch als solcher [!] an sich frei ist; weil sie es nicht wissen, sind sie es nicht; sie wissen nur, dass Einer frei ist, dessen Freiheit dann Willkür und Despotismus ist, d. h. wieder innere Unfreiheit. Aus: «Über das Studium der Geschichte»

[...] der Fatalismus hilft ihnen über Vieles hinweg; an Gewalt und Bestechung ist Alles gewöhnt; wer die Moslemin nicht ausrotten kann oder will, lässt sie am Besten in Ruhe; ihre leeren Länder, ausgesogen und baumlos, kann man vielleicht nehmen; ihren wirklichen Gehorsam unter ein nicht koranisches Staatsthum aber nie erzwingen. Aus: «Über das Studium der Geschichte»

Über den Geist der Renaissance

Diese modernen Menschen, die Träger der Bildung des damaligen Italiens sind religiös geboren wie die Abendländer des Mittelalters, aber ihr mächtiger Individualismus macht sie darin wie in andern

Dingen völlig subjektiv, und die Fülle von Reiz, welche die Entdeckung der äussern und der geistigen Welt auf sie ausübt, macht sie überhaupt vorwiegend weltlich. Im übrigen Europa dagegen bleibt die Religion noch länger ein objektiv Gegebenes, und im Leben wechselt Selbstsucht und Sinnengenuss unmittelbar mit Andacht und Busse. Aus: «Die Kultur der Renaissance in Italien»

Über Deutschland und Berlin

Auch ist Berlin ein ganz widerwärtiger Ort; eine langweilige, grosse Stadt in einer unabsehbaren, sandigen Ebene. Brief an Dorothea Hartmann-Brodtbeck, 22. März 1840

Ich möchte oft vor dieser heiligen deutschen Erde auf die Kniee sinken und Gott danken, dass ich deutsche Sprache rede! Ich danke Deutschland Alles! Meine besten Lehrer sind Deutsche gewesen, an der Mutterbrust deutscher Cultur und Wissenschaft bin ich aufgenährt. Brief an Louise Burckhardt, 5. April 1841

Über den Staat und die Sittlichkeit

Sie [die Gesellschaft, d. Red.] ist der wahre Gradmesser des allgemein Sittlichen, und nicht der Staat; denn sie allein thut frei was sie thut und im allgemeinen Interesse wie sie es versteht, und mit Opfern. Aus: «Über das Studium der Geschichte»

Der Staat ist die Ausgleichung der Egoismen und soll froh sein, wenn er es zu einem allgemeinen Pflichtgefühl bringt, nicht aber das Sittliche auf Erden verwirklichen wollen. Aus: «Über das Studium der Geschichte»

Und nun zeigt es sich dass die Macht an sich böse ist, dass ohne Rücksicht auf irgend eine Religion das Recht des Egoismus, das man dem Einzelnen abspricht, dem Staat zugesprochen wird. Aus: «Über das Studium der Geschichte»

Bonmots

Wer frisch bleiben soll, der bleibt es auch mit Hilfe von Pflichterfüllung und guten Büchern in einer kleinen Stadt, und wer versauern soll, der versauert auch in Berlin und in Paris. Brief an Jakob Oeri, 3. März 1867

Unsere Aufgabe ist nicht: die grossen Thatsachen und Zustände zu bejammern sondern sie zu erkennen. Aus: «Über das Studium der Geschichte»

Mancher hält sich für einen Urheber und ist nur ein armseliges Phänomen. Aus: «Über das Studium der Geschichte»

Unser Knirpsthüm; Grösse ist was wir nicht sind. Aus: «Über das Studium der Geschichte»

Einer künftigen Zeit mag es vorbehalten bleiben, auch unsere Urtheile wieder zu revidiren. Aus: «Über das Studium der Geschichte»

Zusammengestellt von Peter Keller

Weltwoche Nr. 22.18
Bild: Christian Images (Bridgeman Images)

Replik

Eindeutig von da Vinci

Die Weltwoche suggerierte in ihrer Ausgabe vor zwei Wochen, es bestünden Zweifel an der Authentizität des teuersten Gemäldes der Welt. Dazu gibt es keinen Grund. Von Daniel Ammann

Seit vielen Jahren beschäftige ich mich intensiv mit den bis heute siebzehn gesicherten Originalgemälden des Jahrtausendgenies Leonardo da Vinci. Mich erstaunt die überaus kritische Einschätzung von Kunsthistoriker Frank Zöllner betreffend das Leonardo-Gemälde «Salvator Mundi» in der Weltwoche (Nr. 20/18).

Erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt wurde der «Salvator Mundi» im Jahre 2011 während der denkwürdigen Londoner Leonardo-Ausstellung in der National Gallery. Luke Syson, Kurator am Metropolitan Museum in New York, hatte sich deshalb sehr ausführlich mit diesem Werk beschäftigt. An der Pressekonferenz und im Ausstellungskatalog legte er seine Beweise für dessen Authentizität mit zahlreichen Erklärungen und Vergleichen eingehend dar. Er ist überzeugt, dass der wiederentdeckte «Salvator Mundi» ohne jeden Zweifel ein eigenhändiges Werk von Leonardo darstellt. Auch der Louvre-Chefkurator für italienische Malerei, Vincent Delieuvin, hat mir an der Pariser Leonardo-Ausstellung im Frühling 2012 persönlich versichert, dass das Rätsel um den verschollenen «Salvator Mundi» endlich gelöst sei. Übrigens möchte er das Gemälde in Hinblick auf die nächstes Jahr im Louvre stattfindende Jubiläumsausstellung zu Ehren des 500. Todesjahres von Leonardo da Vinci unbedingt ausleihen. Bei einer blossen Zuschreibung dürfte sich der ganze Aufwand wohl kaum lohnen...

Laut Luke Syson ist die Holztafel des «Salvator Mundi» wahrscheinlich bereits im 17. Jahrhundert in zwei Teile zerbrochen. Dadurch entstanden bedeutende Farbverluste entlang der Bruchstelle. Im Laufe der Zeit wurde das Gemälde mehrmals amateurhaft restauriert. Trotzdem verweisen sowohl die Gesamtkonzeption als auch zahlreiche Symbole unmissverständlich auf Leonardos persönlichen Stil.

Frank Zöllner bezeichnet in der Weltwoche zum Beispiel die Haarlocken als «zu schema-

tisch». Syson widerspricht dieser Kritik und untermauert seine These eindrücklich mit vergleichenden Makroaufnahmen der Londoner «Felsgrottenmadonna». Er ist ferner überzeugt, dass Leonardo auch den «Salvator Mundi» über viele Jahre immer wieder abgeändert hat, analog zur «Mona Lisa» und zu «Johannes dem Täufer».

Schüler wirkten mit

Wie Michelangelo und Raffael war auch Leonardo bereits zu seinen Lebzeiten ein sehr erfolgreicher Künstler und stets mit Aufträgen überlastet. Viele Entwürfe und Projekte blieben unvollendet. Es erstaunt deshalb nicht, dass er ebenfalls zahlreiche Schüler beschäftigte. Die begabtesten waren wohl Giovanni Boltraffio und Gian Giacomo Caprotti (Salaj) deren Mitarbeit an kleinen Details von einigen Gemälden Leonardos übrigens unbestritten ist. Allerdings beschränkte sich die genannte Mithilfe beim «Salvator Mundi» auf unbedeutende Kleinigkeiten wie die Wiederholungen beim Strickmuster. Eine hundertprozentige Autorenschaft ist leider auch bei Leonardo nicht zu beweisen.

Es ist sehr bedauerlich, dass der gnadenlose mediale Hype um Leonardos Werke und deren Zuschreibungen die wissenschaftliche Forschung in vielen Fällen verunsichert und behindert. Das erzielte Auktionsergebnis von 450 Millionen Dollar für den «Salvator Mundi» war aus meiner Sicht keine Überraschung, der Preis eher günstig. Leonardo ist und bleibt eben eine Klasse für sich!



Gnadenloser Hype: «Salvator Mundi».

Der Auktionspreis von 450 Millionen Dollar ist eher günstig.

Daniel Ammann, ehemaliger Banker und Firmeninhaber, ist Hobby Galerist und seit 40 Jahren dem herausragenden Werk des Jahrtausendkünstlers Leonardo da Vinci verfallen.

Gangster-Girls

Sie klauen Millionen, führen Kartelle, brausen an der Seite des Liebsten in den Untergang oder richten ihre rosa Kalaschnikow gegen Männer: Was wir von Verbrecherinnen über das Leben lernen können. *Von Claudia Schumacher*

Seit der glamouröse Gangster im Amerika der Zwanziger und dreissiger Jahre zwischen Wirtschaftskrise und Prohibition das gesellschaftliche Parkett betrat, ist er Teil der männlichen Popkultur. Schon Al Capone war zu Lebzeiten ein Star, der Zeitungsleser in Atem hielt. Ob in «Der Clou» (1973) mit Paul Newman und Robert Redford, in den «Ocean's»-Filmen mit George Clooney und Brad Pitt, in der Netflix-Serie «Narcos» oder im Gangster-Rap: Der kriminelle Mann fasziniert durch seinen Erfindungsreichtum, seinen Mut, sein ästhetisches Empfinden und den ausschweifenden Lebensstil – egal, ob er ein schlingeliger Kleinkrimineller, ein Schmuggler oder ein gemeingefährlicher Schwerverbrecher ist.

Was aber ist mit den Frauen? Es gab und es gibt durchaus legendäre Verbrecherinnen, von denen wir manches abschauen könnten. In diesem Sinne, Vorhang auf für:

Bonnie Parker, 1910–1934 — Räuberin und Mörderin. Lektion: Wer spielen will, muss das Spiel kennen.

Es war wohl alles weniger glamourös als lange angenommen. Die Kleinstadt-Texanerin Bonnie Parker war keine schusswaffengeile, zigarrenrauchende Gangsterbraut, auch wenn sie sich auf Fotos so inszenierte. Dennoch darf sie in keiner Aufstellung der legendärsten Verbrecherinnen fehlen.

Bevor sie zum *public enemy* wurde, war Parker eine Kellnerin mit einer Tätowierung oberhalb des rechten Knies. Da stand nicht: «Bonnie and Clyde», da stand: «Roy» und «Bonnie» – womit wir bei Parkers Lebensfluch sind: ihrem Beuteschema. Zarte 16 Jahre war sie alt, als sie den ersten Verbrecher heiratete, einen Roy Thornton. Es war keine gute Ehe, der Mann kam in den Knast, doch sie trug den Ehering noch, als sie mit 23 Jahren an der Seite von Clyde Champion Barrow im Kugelhagel starb.

Das war Bonnie: eine schlanke Blondine mit Funkelaugen, Charakter und einer gewissen Grimmigkeit, die gesellschaftskritische Gedichte schrieb. Was wäre sie wohl im Jahr 2018 geworden? Anwältin, Showgirl, Schriftstellerin, Unternehmerin – keine Ahnung, alles ist heute möglich. Doch im pruden, ärmlichen Texas des frühen 20. Jahrhunderts, ohne soziale Mobilität und Gleichberechtigung für Frauen, wurde nichts aus ihr. Bis auf das: eine Frau, die auf Männer schoss und nur die von ihnen lieben konnte, die ebenfalls am System zerbrachen. Das war Clyde: ein junger Mann,



Gesellschaftskritische Gedichte: Raubmörderin Parker.

der nach einem Raubüberfall im Gefängnis misshandelt wurde und als Gauner mit Systemhass und seelischen Wunden zurück in die Freiheit kam.

Die Barrow-Gang raubte diverse Banken, Tankstellen und Läden aus, erschoss neun Polizeibeamte und einige andere Menschen. Historiker sind sich einig: Parker war nicht nur die Freundin von Clyde, auch sie schoss und raubte. Gleichzeitig wird vermutet, dass sie da in etwas hineinrutschte, ohne die Konsequenzen zu überblicken. Hingegen dürfte Clyde mit seiner Knasterfahrung schon am Anfang um das Ende gewusst haben. War es für ihn ein rauschhafter, langgezogener Selbstmord, ein Rachefeldzug am System? Er jedenfalls kannte das Spiel. Sie nicht. Als fünfzig Kugeln ihren Körper durchlöcherten, hat sie das Spiel dann wohl auch verstanden, allerdings in einem denkbar ungünstigen Moment.

Die Lektion, die wir von ihrem sagenhaft schlechten Beispiel lernen können: Kenne das Spiel, bevor du mitspielst! Ob Teenager, die sich tätowieren lassen, Studenten, die Drogen nehmen, oder Bürgerstöchter, die sich zeitweilig prostituieren: Viele Menschen von Format und Charakter müssen phasenweise die gängigen Wege verlassen und aus ihrem unmässigen Lebensdurst heraus etwas Verrücktes tun. Doch empfiehlt es sich, schon vorher zu überlegen, ob und wie man da wieder rauskommen könnte.

Claudia Ochoa Félix, 1987–bald, wahrscheinlich — Sexbombe und Killergang-Führerin. Lektion: Auch in der knallhärtesten Männerbranche kannst du das totale Girlie bleiben, wenn du willst.

Claudia Ochoa Félix ist eine sagenumwobene, 31-jährige Mexikanerin, und was wir relativ sicher wissen, ist wenig: Sie lebt (noch) und hat einen Twitter- und einen Instagram-Account. Dort inszeniert sie sich mit ihrem überaus kurvenreichen Körper und den Schlauchlippen als Sexbombe, vorzugsweise halbnackt und mit einer pinken oder goldfarbenen Kalaschnikow posierend, auch mal an der Seite eines Leoparden. Dieser Freizeitpass hat ihr in Mexiko den Titel «Kim Kardashian der Drogenmafia» eingehandelt. Sie selbst streitet es ab, doch soll sie die Chefin von «Los Antrax» sein, einer Killertruppe, die für das Sinaloa-Kartell arbeitet – oder zumindest soll sie zeitweilig deren Chefin gewesen sein. Die Führung hat sie angeblich von ihrem Freund José Rodrigo Aréchiga Gamboa übernommen, nachdem dieser bei der Arbeit sein Leben verloren hatte. Die Kombination aus mutmasslicher Real-Life-Gangsterin und Social-Media-Inszenierung ist bei Félix speziell. So zeigte sie auch einmal eines ihrer drei Kinder auf einem Foto mit einem Mund voller Geldscheine. Soll sie für ihr Töten und ihre Geschmacklosigkeiten die gerechte Strafe erhalten – aber eines

kann man trotzdem bei ihr abgucken: Auch Frauen, die in richtigen Männer-Knochenjobs Karriere machen wollen, müssen ihre Weiblichkeit im Jahr 2018 nicht mehr an der Garderobe abgeben. Im Gegenteil, sie können auch einen auf Brachial-Girlie machen, sexy sein, Pink und Glitzer-Accessoires tragen – und dennoch das Sagen haben.



Social-Media-Inszenierung: Killerin Ochoa Félix.



Luxusgeschöpf: Diebin Farry.

Übrigens gibt es immer wieder Bandenführerinnen. Etwa die indische Banditenkönigin Seema Parihar, involviert in 70 Morde, 200 Kidnappings, 30 Raubüberfälle, seit dem Jahr 2000 im Ruhestand. Oder Mafia-Dame Griselda Blanco, die in den siebziger und achtziger Jahren ein Kokainkartell führte und an mehr als 200 Morden beteiligt war. Nicht zu vergessen natürlich auch die 57-jährige Mexi-

kanerin Enedina Arellano Félix, die derzeit das Tijuana-Drogenkartell leitet.

Kim Farry, *1961 — Ex-Millionärin, Diebin und sechsfache Mutter. Lektion: Selbst wenn sie dich nicht erschiessen, ist eine bürgerliche Karriere auf lange Sicht glamouröser als eine kriminelle.

Kim Farry begann in den besseren Strassen von London zu stehlen, da war sie gerade mal neun Jahre alt. Später, in ihren erfolgreichsten Jahren, machte die Britin rund 50 000 Pfund im Jahr. Sie war die Anführerin verschiedener Gangs, die in Einkaufsstrassen den Passanten die Tüten stahlen und die Waren dann gegen Geld im Laden umtauschten. In ihrer 45 Jahre währenden Diebeskarriere soll sie insgesamt zwei Millionen Pfund zusammengeklaut haben. Von dem Geld kaufte sie sich Designerkleidung, liess sich diverse Tattoos stechen und legte sich das eine oder andere Mal beim

Schwerverbrecherinnen müssen ihre Weiblichkeit im Jahr 2018 nicht mehr an der Garderobe abgeben.

Schönheitschirurgen unters Messer. Sie bekam sechs Kinder, die sie allein grosszog, wurde dreissigmal verurteilt und war fünfmal im Gefängnis. Und heute? Lebt die 57-Jährige von der Sozialhilfe. Als Diebin muss man flink sein. So ein Gangsterleben, das geht eben nicht mehr, wenn man älter ist. Das Problem: Die Sozialhilfebezüge reichen hinten und vorn nicht für ein Luxusgeschöpf wie Farry. Gleichzeitig findet sie keinen Job – wer hat schon Lust, eine notorische Diebin ohne jegliche Bildung anzustellen? Jetzt ist sie alt, und ihrem Empfinden nach braucht ihr Körper mal wieder eine Generalüberholung: «Wenn ich könnte, würde ich alles an mir machen lassen. Die Leute sagen, man müsse in Würde altern. Was für ein Haufen Mist!» Allein das Geld fehlt für ihr Vorhaben. Sie dachte über eine Arbeit als Escort-Girl nach, doch dafür ist sie mittlerweile auch zu alt. Wir lernen: Die Arbeit als Steuerberaterin mag langweiliger und mit weniger Frischluft verbunden sein als die einer Diebin. Doch sie ermöglicht einer 57-jährigen Frau ein Facelifting, wenn sie das will. In der Schule aufpassen, auch wenn das nervig ist, und später den Bildungsweg noch ein wenig weitergehen ist am Ende nicht nur braver, sondern auch glamouröser als das Leben im Zwielficht.

Bonnie, Claudia und Kim – was haben sie gemeinsam? Alle drei waren und sind sie Frauen mit einem hohen Mass an Eigensinn, Sex-Appeal und Exzentrik. Ihr Mut und ihr kriminelles Geschick sind beeindruckend. Wer sie kein bisschen cool findet, muss wohl ein allzu braves Mädchen sein.



Die Bibel

Kreativität gegen Einheits-Pfläster

Von Peter Ruch

Und Gott schied das Licht von der Finsternis. Und Gott nannte das Licht Tag, und die Finsternis nannte er Nacht (Genesis 1, 4, 5). – Dass Gott Dinge voneinander scheidet und unterscheidet, ist geradezu das Leitmotiv der Schöpfung: den Tag von der Nacht, den Himmel von der Erde, das Wasser vom Land, auch den Mann von der Frau. Zuvor lag Finsternis auf der Urflut – was ich mir als undifferenzierten Brei denke. Werden Bereiche, Gegenstände und Lebewesen voneinander unterschieden, so schliesst das die Interaktion nicht aus. Das Gegenteil trifft zu, wie die Gegensatzpaare Mann/Frau und Wasser/Land zeigen. Es sind die Gegensätze, welche die Welt voranbringen. Ehe die Zellen vor rund einer Milliarde Jahren von der asexuellen zur sexuellen Fortpflanzung übergingen, verdoppelten sie jeweils ihre Chromosomenreihe, um eine identische Tochterzelle als Klon hervorzubringen. Vermutlich waren die Zellen unter Druck geraten und konnten nur mit erhöhter genetischer Vielfalt überleben. Übrigens ziehen Hefezellen, die beides können, unter Stress die geschlechtliche Vermehrung vor.

Unsere Kultur hält die Beseitigung von Grenzen und Differenzen für eine Tugend. Zwischen Tag und Nacht, Mann und Frau, Kindern und Erwachsenen, Lernen und Unterhaltung, Währungspolitik und Investitionen, Staat und Wirtschaft, zwischen Ländern, Mentalitäten und Kulturen. Der Trumpf Europas bestand während Jahrhunderten in der Vielfalt. Sie brachte Wettbewerb, gegenseitige Einflüsse, bessere Lösungen hervor, während die orientalischen Grossreiche homogener und statischer waren. Die Vereinheitlichung, wie sie etwa die EU-Zentrale anstrebt, ist ein Abbau von Vielfalt und Freiheit – ein kultureller Rückschritt. Monsterstrukturen mögen Kleingeister bezaubern. Schöpferisch dagegen sind die Unterscheidung und die Respektierung von Grenzen als Membranen. So bleibt uns der Einheits-Pfläster erspart, oder wie die Bibel sagt: eine wüste und öde Erde, hebräisch Tohuwabohu.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Land im Umbruch: Regisseurin Varda, Künstler JR im Norden Frankreichs.

Kino

«Was für ein Mistkerl!»

Agnès Varda, die *grand-mère* der Nouvelle Vague, geht in «Visages Villages» mit einem Street-Art-Künstler auf Reisen und will auch Jean-Luc Godard treffen. Von Wolfram Knorr

Ganz leger geht das los. Da erklären Agnès Varda und der Street-Art-Künstler JR, immer abwechselnd aus dem Off: «Nein, wir sind uns nicht auf der Strasse begegnet.» – «Wir sind uns nicht in einer Bäckerei begegnet.» – «Nicht an einer Bushaltestelle.» Und so weiter. Im Bild dagegen sieht man, wie sich die beiden, der junge Künstler mit dunkler Brille wie früher Jean-Luc Godard, und die «Grand-mère de la Nouvelle Vague», die 88-jährige Cineastin Agnès Varda, in all den beschriebenen Situationen fast begegnen.

Was für ein Einstieg! Und es geht so leger weiter – in einem Film, der Dokumentarfilm, Spielfilm, Improvisationsfilm ist? Vor allem ist «Visages Villages» von Agnès Varda umwerfend verspielt, entspannt, frei von gespreizter Geistestiefe, dafür von lustvoller Neugier auf die Menschen. Varda, Wegbegleiterin der Nouvelle Vague, mit Spiel- und Dok-Filmen («Le bonheur», «Les glaneurs et la glaneuse») bekannt geworden, reist mit einem 55 Jahre jüngeren Fotokünstler in dessen Fotomobil quer durch Frankreich – ganz spontan. Mit übergrossen Vergrößerungen, die er an Haus- und andere Fassaden kleistert, wurde er zur Street-Art-Grösse JR. Sein Fotomobil, erzählt er, erwecke immer Neugierde bei der Bevölkerung und nehme ihr jede Scheu. Und so kurven die beiden in dem kuriosen Camion, der

aussieht wie ein Fotoapparat, ein Fotostudio enthält und gleich jedes Bild riesig vergrössert, durch die Provinz und landen im Norden in einer fast verlassenen Bergarbeitersiedlung. Die gedrungene rote Backsteinhäuser haben nur noch eine Bewohnerin, alle anderen sind weg. Die Häuser müssen der Moderne weichen. Der Frau und den Bergbauveteranen, die sich neugierig nähern, werden mit riesigen Porträtfotos, die JR an die Wände kleistert,

«Visages Villages» ist umwerfend verspielt, entspannt, frei von gespreizter Geistestiefe.

herrliche, wenn auch temporäre Denkmäler gesetzt. Dann reisen Varda und JR weiter, treffen einen Landwirt, der erzählt, dass er früher fast ein halbes Dutzend Angestellte brauchte, um seine 200 Hektar zu bewirtschaften. Heute, mit einem supermodernen Traktor und den hightechmässigen Gerätschaften dazu, braucht er niemanden mehr.

Auch sein Konterfei wird an einer Scheunenwand verewigt; und so geht es weiter, in den Süden zu Ziegenbauern, die ihren Tieren die Hörner absägen (damit sie mehr Milch geben und nicht kämpfen), und zu streikenden

Dockarbeitern in Le Havre und ihren Frauen. Eine Schnapsidee, mit einem Street-Art-Fotografen durch die Gegend zu gurken und den Menschen, mit denen die beiden ihre Sorgen und Probleme diskutieren, für eine Weile titanische Grösse zu verleihen? Nein. Mit dem Kunst-Spass zeigt sich ein Land im Umbruch. Nicht zufällig reagieren die meisten Porträtierten mit amüsiertem Stolz und bitterem Spass. Auch Varda wird damit konfrontiert, als sie am Schluss JR mit Godard bekannt machen will und mit ihm nach Rolle VD, dem Wohnort Godards, fährt. Obwohl verabredet, lässt sich der alte Miesepeter nicht blicken. «Er war schon immer ein Mistkerl», entfährt es Agnès. Schwer, zu sagen, ob es ernst gemeint ist. Schwer auch, zu sagen, ob der Trip durch Frankreich spontan oder inszeniert ist. Das gehört zu Vardas Verschmitztheit, mit den Möglichkeiten des Mediums zu spielen. Der Film lässt das Schubladendenken (Dok-Film oder nicht) schnell vergessen. Überzeugen Sie sich selbst. Es lohnt sich. ★★★★★

Weitere Premieren

Transit — Wieder ein Film, bei dem sich das deutsche Feuilleton vor Begeisterung kaum mehr einkriegt. Vielleicht, weil Autor und Regisseur Christian Petzold («Phoenix») bei der Verfilmung des gleichnamigen Romans von Anna Seghers (1900–1983) über Flüchtlinge während des Zweiten Weltkriegs ein «kühnes Experiment» wagt, indem er auf Historisierung verzichtet (der Roman spielt 1941) und die Handlung im heutigen Marseille spielen lässt.

Dorthin ist Georg (Franz Rogowski) geflüchtet, im Gepäck Briefe und Manuskripte des deutschen Schriftstellers Weidel, der sich umgebracht hat. Weidels Frau Marie (Paula Beer) weiss davon nichts und wartet in Marseille auf die Visa nach Mexiko. Georg will Weidels Unterlagen im US-Konsulat abgeben, bekommt aber stattdessen die Visapapiere für Weidel ausgehändigt. Marie, die ihm immer wieder über den Weg läuft, wirkt wie eine reichlich Verwirrte, mal eilt sie durch Strassen, mal betritt sie ein Bistro, aber immer ist Georg in der Nähe. Über den Arzt Richard (Godehard Giese) lernt er Marie kennen und verliebt sich in sie. «Transit», heisst es, sei ein «tanzender Film,



Ins Erhabene geschraubt: «Transit».

und Franz Rogowski als Georg ist ein einzigartiger Tänzer». Eine andere Kritik schwärmt, er gehe so, «als würde er hier nicht in einer modernen Meta-Erzählung, sondern tatsächlich in einem Schwarzweissfilm aus den 1940er Jahren mitspielen». Rogowski macht seine Sache wirklich prima, der Rest ist aber preziös und wird durch einen Off-Kommentar, mit Texten aus Seghers «Transit», schrecklich deutsch ins Erhabene geschraubt. Warum besonders beeindruckend sein soll, dass Petzold die Flucht aus dem Jahre 1941 (da war sie konkret und voller Schrecken) in der Gegenwart spielen lässt (ja, ja, die Flüchtlingspolitik), bleibt trotzdem schleierhaft. ★★★★★

Tully — Marlo (Charlize Theron), eine Frau am Rande des Nervenzusammenbruchs. Drei Kinder, von denen eines Probleme an der Schule hat, und das Baby schreit die ganze



Erweckungsfilm: Charlize Theron in «Tully».

Nacht. Auf Anraten von Freunden holt Marlo die *night nurse* Tully (Mackenzie Davis) – und die befreit sie von ihrer Abgelöschtheit. Man weiss zwar, worauf das hinausläuft, aber weil Theron und die Kinder prächtig aufspielen, ist Jason Reitmans («Juno») Erweckungsfilm kurzweilig. ★★★★★

Knorr's Liste

1	Loveless Regie: Andrey Zvyagintsev	★★★★★
2	The Third Murder Regie: Hirokazu Koreeda	★★★★☆
3	L'apparition Regie: Xavier Giannoli	★★★★☆
4	The Bookshop Regie: Isabel Coixet	★★★★☆
5	In den Gängen Regie: Thomas Stuber	★★★★☆
6	The Happy Prince Regie: Rupert Everett	★★★★☆
7	Deadpool 2 Regie: David Leitch	★★★★☆
8	Isle of Dogs Regie: Wes Anderson	★★★★☆
9	Lady Bird Regie: Greta Gerwig	★★★★☆
10	Solo: A Star Wars Story Regie: Ron Howard	★★★★☆

Jazz

Hardbop revisited

Von Peter Rüedi

Pierre Favre, der grosse Schweizer Drummer, erzählte mir die Anekdote, wie ein Kollege den Auftritt von Kenny Clarke (immerhin einer der Gründerväter des modernen Jazz-Schlagzeugs) im Paris der sechziger Jahre mit der Bemerkung kommentierte: «Kenny Clarke, das ist doch Dixieland.» Einmal abgesehen vom Umstand, dass nicht einmal aller vermeintliche Dixieland Dixieland ist, also verachtenswerte Retro-Musik, ist die süffisante Bemerkung nicht ganz untypisch für ein verkorkstes Verhältnis vieler Jazzer zur Geschichte dieser Musik. Weil sie improvisierte Musik sei, im Prinzip, müsse sie sich laufend neu erfinden. Geschichten in älteren Stilformen zu erzählen, sei grundsätzlich ein reaktionäres Unterfangen, wie gut die auch immer seien. Das ist, mit Verlaub gesagt, Unsinn, erst recht aber dann, wenn von einem Musiker verlangt wird, er habe alle paar Jahre seine stilistische Garderobe von Grund auf zu erneuern. Kunst ist nicht Mode. Es gibt Meister der Metamorphose wie Picasso oder Goethe, die ihre Palette von einer Periode zur nächsten wechselten; aber es gibt auch lebenslang kreative Künstler, die in einer einmal erfundenen (oder gefundenen) Sprache immer neue, immer überraschende Geschichten erzählen. Thelonious Monk ist da nur ein Beispiel unter vielen.

Mit dem wollen wir den 1968 geborenen Kyle Eastwood gewiss nicht vergleichen. Der Sohn des berühmten Vaters Clint, ein agiler Bassist und vitaler Komponist, macht auf seinem jüngsten, seinem neunten Album, «In Transit», mit seiner bis auf den italienischen Gast Stefano Di Battista (ss, as) britischen Band (Andrew McCormack, p; Quentin Collins, tp; Brandon Allen, ts; Chris Higginbottom, dr) einen Jazz, wie wir ihn vom Hardbop der Fünfziger und Sechziger kennen (Art Blakey, Horace Silver, Lee Morgan etc.) Das mag einigen heute als «Dixieland» erscheinen. Es ist keine «neue» Musik. Aber sie wird hier mit so viel Punch und Spielfreude entwickelt (in mitreissenden *originals* und in *covers* von Monk, Basie, Mingus), dass nur die auf «Innovation» fixierte ideologische Jazzpolizei daran herumäkeln wird. Soll sie.



Kyle Eastwood: In Transit.
Jazz Village (Harmonia Mundi)
JV 570146

Geflügelter Retter in der Not

Die «Metropolitans» gehörten zum US-Expeditionskorps im Ersten Weltkrieg und führten dessen grösste Operation. 1918 lagen sie im Argonner Loch gefangen. Ihre letzte Hoffnung, die preisgekrönte Brieftaube Cher Ami, wurde von einer deutschen Kugel getroffen. Auf einmal geschah Wundersames. *Von Giles Milton*

Charles Whittlesey diente bei der 77th Infantry Division, einer bunt zusammengewürfelten Truppe. Man nannte sie «The Metropolitans»: eine Anspielung darauf, dass die Angehörigen der Truppe aus New Yorks multiethnischer Lower East Side stammten. Sie sprachen insgesamt 42 Sprachen.

Diese linguistische Vielfalt vermochte nicht zu verbergen, dass die meisten Männer als Soldaten unerfahren waren. Nach einer kurzen, intensiven Ausbildung im Camp Upton in New York waren sie nach Frankreich verschifft worden. Manche hatten nicht einmal gelernt, wie man eine Handgranate warf.

Major Whittlesey befahl 554 Soldaten, welche die deutsche Frontlinie angreifen sollten. Die Stärke des Feindes machte diese Aufgabe gefährlich, doch noch schlimmer wurde sie

Der Major schickte seine zweite Taube los: «Männer leiden. Ist Verstärkung möglich?»

wegen des schwierigen Geländes: Der Argonner Wald ist von tiefen Schluchten und hohen Felswänden durchzogen. Eine Position ist hier leicht zu verteidigen und fast unmöglich anzugreifen. Whittlesey witterte die Gefahr und wusste, dass harte Zeiten bevorstanden. Doch Befehl war nun mal Befehl. Am 2. Oktober 1918 rückten er und seine Männer vor.

Die Schluchten bewältigten sie mit erstaunlichem Erfolg. Doch genau dieser Erfolg sollte ihnen zum Verhängnis werden. Die Flanken der alliierten Einheiten kamen nicht so schnell voran, und bald schon mussten Major Whittleseys Leute feststellen, dass sie von ihren Truppen abgeschnitten waren. Sie hatten den klassischen Fehler gemacht, zu weit vorzudringen.

Der deutsche Gegenangriff war verheerend. Auf den hohen Felswänden versteckte Soldaten feuerten von oben auf die ungeschützten Positionen von Whittleseys Truppe und schossen Mann um Mann ab. Zurückzuschossen, war unmöglich, da die Felswände sechzig Meter hoch waren.

Whittlesey wusste, dass ein Rückzugsversuch Selbstmord gewesen wäre: Seine Männer wären von deutschen Maschinengewehren niedergemäht worden. Seine einzige Chance bestand darin, auszuharren, bis ihnen andere amerikanische Truppen zu Hilfe kommen würden.



Ausharren im Argonner Wald.

In der Schlucht funktionierte das Funkgerät nicht, so dass es keine andere Möglichkeit gab, das Oberkommando zu erreichen, als mit Hilfe einer der drei Brieftauben, welche Whittleseys Truppe dabei hatte. Nachdem gemeldet worden war, es seien bereits 300 seiner Leute gefallen, schickte Whittlesey eine der Tauben mit der Botschaft «Viele Verletzte. Evakuierung unmöglich» los.

Die Taube wurde von den Deutschen sofort abgeschossen. Sie wollten natürlich verhindern, dass weitere Truppen Whittlesey zu Hilfe kamen.

Der Major schickte seine zweite Taube los: «Männer leiden. Ist Verstärkung möglich?» Es nützte nichts: Auch die zweite Taube wurde abgeschossen.

Nun hatte Whittlesey nur noch eine Taube übrig, den preisgekrönten Vogel Cher Ami. Eine Botschaft zu schicken, war noch viel

wichtiger geworden, denn Whittleseys Männer wurden nicht nur von den Deutschen attackiert, sondern waren ausserdem unter Beschuss der eigenen Artillerie geraten.

Whittlesey schrieb: «Wir sind auf der Strasse parallel zu 276.4. Unsere eigene Artillerie hat uns im Sperrfeuer. Um Himmels willen, aufhören!» Er steckte die Botschaft in eine Hülse, die er an Cher Amis Bein befestigte.

Sehnsüchtig und angstvoll sahen die Männer Cher Ami aus der Schlucht hochfliegen. Der Vogel stellte ihre letzte Hoffnung auf Rettung dar. Kaum war er über den Bäumen, da wurde er auch schon von deutschen Schützen entdeckt. Sie feuerten aus allen Rohren, um ihn abzuschliessen. Cher Ami flog durch den Kugelhagel, bis die Katastrophe geschah: Die Taube wurde getroffen und stürzte ab. Major Whittleseys Leute waren am Boden

zerstört. Nun würden sie in diesem verdammten Argonner Loch sterben müssen.

Doch kaum waren die Schüsse verklungen, als in der Truppe hörbar nach Luft geschnappt wurde: Cher Ami hatte sich aufgerappelt und flog wieder durch die Schlucht. Diesmal schaffte sie es, zu entkommen.

65 Minuten später wurde im Divisionshauptquartier eine Brieftaube im Anflug auf den Taubenschlag gesichtet. Es war Cher Ami. Als man nach der Nachricht suchte, stellte man fest, dass die Brust der Taube durchschossen und ein Auge geblendet worden

Das Bein, an dem Whittleseys Botschaft befestigt war, hing nur noch an einer einzigen Sehne.

war. Das eine Bein, an welchem Major Whittleseys Botschaft befestigt war, hing nur noch an einer einzigen Sehne. Man las die Botschaft und reagierte sekundenschnell mit einem sofortigen Stopp der Beschiessung.

Die Soldaten in der Schlucht harrten vier weitere Tage aus, bis die Alliierten endlich Entsatz brachten. Die Deutschen zogen sich zurück, und Whittleseys «Verlorenes Bataillon», wie es bereits genannt wurde, war endlich gerettet. Whittlesey kehrte als Kriegsheld in die USA zurück. Sein Ausharren im Argonner Wald ging in den Legendenschatz ein.

Auch Cher Ami wurde zur Nationalheldin. Sie war eine von 600 Brieftauben, welche das «United States Army Signal Corps» verwendet hatte, und hatte bereits bei der Schlacht von Verdun zwölf wichtige Botschaften übermittelt. Doch die Rettung des «Verlorenen Bataillons» war ihre grösste Heldentat.

Ihr eines Bein war so stark verletzt, dass es amputiert werden musste, doch wurde für sie ein Holzbein geschnitzt. Dann wurde Cher Ami per Schiff nach Amerika zurückgebracht, wobei General John J. Pershing, Oberbefehlshaber der US-Truppen an der Westfront, sie persönlich verabschiedete.

Als sie in der Heimat ankam, wurde ihr die Croix-de-guerre-Medaille mit Palmenzweig verliehen; später kam sie als eines der höchsten Mitglieder in die Brieftauben-Ehrenhalle.

Cher Ami erlag am 13. Juni 1919 ihren Kriegsverletzungen. Sie wurde ausgestopft und in der Smithsonian Institution ausgestellt, zusammen mit einem anderen Helden des Ersten Weltkriegs, dem Hund Sergeant Stubby. Beide sind dort bis heute zu sehen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:

«Die erste Prominenten-Entführung»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ist bei der heutigen Lebenserwartung das Eheversprechen «Bis dass der Tod euch scheidet» nicht überholt? Aus meiner Sicht sollte das Versprechen nur so lange gelten, bis die Kinder erzogen sind, dann kann man schauen, ob die Beziehung noch stimmt. *Anita G., Au*

Ich glaube nicht, dass bei der zivilen Trauung die Formel «Bis dass der Tod euch scheidet» noch gebraucht wird. Doch der stillschweigende Wille der Ehepaare besteht wohl meist tatsächlich. Bei kirchlichen Trauungen mag «Bis dass der Tod euch scheidet» noch gebraucht werden. Allerdings erzählte mir ein alter Pfarrer aus der Innerschweiz lachend, der zahlreiche solche Eheversprechen abgenommen hatte, seiner Erfahrung nach hätten viele seiner früheren Traupaare «Bis dass der Tod euch scheidet» als «Bis dass es euch verleidet» missverstanden. Doch Ihre Ansicht, laut der ein Eheversprechen befristet sein sollte, bis die Kinder erzogen sind, oder nur Gültigkeit hat, «solange die Beziehung noch stimmt», ist zu eng. Um beieinanderzu-

bleiben, solange alles rund läuft, braucht man nicht zu heiraten. Aber die Heirat – die Ehe – hilft auch Zeiten zu überstehen, wenn die Beziehung erschüttert ist.

◆
Unser Sohn studiert, wir finanzierten ihm bisher seinen Lebensunterhalt. Als ich ihn aufforderte, in den Semesterferien arbeiten zu gehen, um einen Teil seiner Aufwendungen selber zu decken, lehnte er ab: Wir seien gesetzlich verpflichtet, die Erstausbildung zu bezahlen. *Urs F., Glarus*

Grundsätzlich hat Ihr Sohn recht: Die Erstausbildung bezahlen die Eltern. Nun heisst das aber nicht, dass der ganze Lebensunterhalt voll bezahlt werden muss. Selbstverständlich ist es dem Studenten zuzumuten, in den Semesterferien oder auch in Vorlesungszeiten zu arbeiten und so zum Unterhalt beizutragen. In diesem Sinne empfehle ich zu handeln, das heisst, ihm einen gekürzten Betrag bekanntzugeben und sich von ihm eine Aufstellung seiner Lebenshaltungskosten zu erbitten. Ferner würde ich mich bei der Erziehungsdirektion des Kantons erkundigen, ob es diesbezüglich eine Beratungsstelle gebe, die Ihnen die neuesten Praxis- und Erfahrungswerte mitteilen könnte. Da Ihr Sohn ja in diesem Zusammenhang die Justiz erwähnt, müssen auch Sie juristisch denken.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

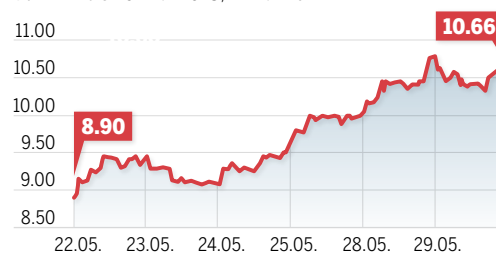
Gewinner der Woche

Luftsprünge in der Romandie

Cheseaux-sur-Lausanne ist seit gut sechs Jahrzehnten der Sitz des Technologieunternehmens Kudelski. Am 23. Mai kündigte die Firma, welche zu 35 Prozent der Familie Kudelski gehört, eine vielversprechende Kooperation an: Kudelski wird die Sicherheitstechnologie liefern für U-Blox, einen Anbieter von Halbleiterbausteinen für Elektroniksysteme aus Thalwil. U-Blox stellt Module her, welche die Kommunikation und exakte Positionierung von Objekten über Funk ermöglichen. Es handelt sich um eine Grundzutat für das «Internet of Things», wo physische und virtuelle Gegenstände drahtlos miteinander kommunizieren. Paradebeispiel ist der intelligente Kühlschrank, der dem Supermarkt meldet, wenn die Milch ausgetrunken ist. Kudelski liefert nun die Verschlüsselungstech-

Aktienkurs von Kudelski

Vom 22. bis 29. Mai 2018, in Franken



QUELLE: SIX

nologie, um diese Kommunikationskanäle sicher zu machen. Weil das «Internet of Things» als Technologie mit grossem Potenzial gilt, trotz Kudelski der trüben Börsenstimmung wegen Italien. *Florian Schwab*



Thiel

Amtsgeschlecht

Von Andreas Thiel

Mitarbeiterin: Das neue Gesetz, laut dem jeder sein amtliches Geschlecht selber wählen darf, kommt sehr gut an, Frau Bundesrätin. In den ersten Wochen seit Inkrafttreten verzeichnen wir bereits Hunderte von amtlichen Geschlechtsänderungen.

Sommaruga: Es gibt also doch mehr Menschen, als man denkt, die überzeugt sind, das falsche Geschlecht zu haben.

Mitarbeiterin: In der Tat. Viele arbeitstätige Frauen lassen ihr amtliches Geschlecht ändern, um höhere Löhne einzufordern. Männer, die sich in einem Scheidungsprozess befinden, lassen ihr Geschlecht ändern, um vor Gericht gleich lange Spiesse wie ihre Frauen zu haben. Einige gehen dabei so weit, auch noch eine Geschlechtsänderung für ihre Frau zu beantragen mit dem Argument, dass diese ja immer die Hosen angehabt habe.

Sommaruga: Ich dachte, es würden eher junge Leute von diesem Recht Gebrauch machen.

Mitarbeiterin: Einige junge Männer haben ihr amtliches Geschlecht geändert, um nicht nur dem Militärdienst, sondern auch dem Zivildienst auszuweichen. Junge Athleten aus der zweiten Reihe lassen ihr Geschlecht ändern, um an Frauenwettkämpfen teilzunehmen.

Sommaruga: Es scheint, dass weit mehr Männer sich als Frauen fühlen als umgekehrt.

Mitarbeiterin: Ja, aus der Wirtschaft haben Dutzende von Verwaltungsräten und Geschäftsleitungsmitgliedern gemeinsam eine Änderung des amtlichen Geschlechts beantragt, um die neu vorgeschriebenen Geschlechterquoten zu erfüllen. Ich habe übrigens ebenfalls eine Änderung meines amtlichen Geschlechts beantragt.

Sommaruga: Wozu das denn?

Mitarbeiterin: Ich möchte den ganzen Zickenkrieg hier in der Bundesverwaltung nicht mehr mitmachen.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Zutritt nur mit Bändel

Viel Teures und Schönes an den Zürcher Spring Tastings.

Von Hildegard Schwaninger

Jedes Jahr an einem strahlenden Maiabend laden Zürichs exklusivste Geschäfte zu den Spring Tastings an die Bahnhofstrasse. Treue Kunden und Kundinnen werden mit dieser Einladung verdankt, verwöhnt und animiert, sich das Neueste und Aktuellste anzuschauen, was die Zürcher Luxusmeile zu bieten hat. Natürlich sind vor allem die Kundinnen da, Männer sieht man wenige. Nie sieht man so viele schöne, exquisite, teuer gekleidete, exklusiv gestylte Frauen die Bahnhofstrasse auf und ab flanieren wie bei den Spring Tastings.

Um bei diesem exklusiven Event willkommen zu sein, braucht man die Einladung von einem der 33 Luxusgeschäfte, die den Abend ausrichten. Die Geschäfte sind bewacht durch Türsteher(innen), die streng ihre Listen kontrollieren. Wer die elegante Einladungskarte vorweist und auf der Liste steht, bekommt einen Bändel, der ihm Zutritt zu sämtlichen Geschäften verschafft. Eintritt ins Konsumparadies – und zu einem Abend mit viel Spass! In den Boutiquen wird Wein gereicht (es sind auserlesene Schweizer Weinhändler, die sich hier präsentieren) und kleine Happen zum Essen.

Bei Vacheron Constantin, der ältesten Uhrenmanufaktur der Schweiz, war ein Discjockey am Werk, die laute Musik brachte die Gäste in Stimmung (und sorgte dafür, dass sie irgendwann auch wieder gingen, was gut war, denn in der kleinen Boutique herrschte ein

ziemliches Gedränge), der Wein, geliefert vom Weinbau Schwarzenbach (Reblaube Meilen), sorgte zusätzlich für gute Laune. Geschäftsführer Michael Raich war glücklich über den grossen Zulauf in seine Boutique, die erst seit zwei Jahren eröffnet ist. Als diskutiert wurde, ob heute noch jemand Uhren kauft, wo jedes Smartphone ein Zeitmesser ist, zeigte er sich unbesorgt. «Für günstige Uhren kann das ein Problem sein, für Luxusuhren nicht. Eine Luxusuhr zu tragen, ist ein Statement.»

Für Susanna Erb, Store-Managerin von Cartier, ist es das letzte Mal, dass sie ihre Spring-Tastings-Gäste an der Pelikanstrasse empfängt. Im November wird die umgebaute Boutique Cartier an der Bahnhofstrasse wiedereröffnet.

Spektakulär ist es immer bei Louis Vuitton. Das Geschäft ist das schönste der ganzen Bahnhofstrasse, weitläufig und grosszügig. Eine Kathedrale der Mode. Da hängt auch schon eine graue Nerzjacke, ein Prachtstück für 16 700 Franken, aus der Pre-Fall-Kollektion. Wenn man die vielen Russinnen anschaut (eine schöner als die andere), die sich hier, ein Glas Champagner in der Hand, auf den Sofas räkeln, hat man keinen Zweifel, dass diese Jacke bald verkauft sein wird. Zum Wein (Pünter Weinbau, Stäfa) wird Bündnerfleisch, Rohschinken und Brot gereicht – vom Edel-Caterer Franzoli; Franz Rhomberts Crew war an diesem Abend an fünf Orten präsent: Louis Vuitton, Hermès, Cartier, Breguet, Vacheron



Fast verliebt

Vom Drachentöten

Von Claudia Schumacher

Da sagte die Hexe etwas, was der Goldjunge nicht hatte kommen sehen: «Stell dir vor, ich wär die Richtige!» – Er brach in Lachen aus. Humor, das hatte sie. Man schaue sie nur an, die alte Hex'! Mit

ihrer dicken Nase und den krummen Beinen. Nur hatte der Goldjunge auch schon lange auf die Eine gewartet. Zwanzig Jahre alt war er geworden, dann dreissig und schliesslich deutlich älter – nur aufgekreuzt war sie noch nicht. Ein letztes Spiel, dafür blieb wohl Zeit. So sprach er zu der Hexe: «Du also willst die Richtige sein? Eher fliegen Schweine durch die Luft, als dass ich mich an dein zahnloses Grinsen gewöhne. Doch sag, was soll ich tun? Und was ist mein Gewinn?»

Die Alte, im Stolz gekränkt von so viel Ehrlichkeit, fuhr sich mit eitler Hand durchs schütter' Haar, und sagte: «Bade mich in Liebe und in Zuversicht, damit ich mich von den Schrecken des Lebens ein wenig kann erholen. Für zwei volle Monde zeige mir, dass ich die Beste bin, dass man mich lieben kann mit allen Macken. Gelingt dir das, sollst du die wahre Liebe finden.»



Grosser Zulauf: Geschäftsführer Raich (r.).



Baldiger Umzug: Managerin Erb.



Die Bahnhofstrasse bot Spektakuläres.

Constantin. Ein Kompliment für sein Geschäft nimmt Louis-Vuitton-Store-Manager Marc-André Oliver Schuler charmant lachend entgegen: «Wir haben auch die schönsten Kundinnen.»

Die Frauen stöckeln die Bahnhofstrasse auf und ab, ein paar Asiatinnen haben tüchtig eingekauft, an ihren Armen baumeln die Einkaufstüten der begehrten Labels, ein paar Russinnen deponieren ihre Beute in den Luxusautos, die an diesem Abend die Parkplätze besetzen. Ein paar Oligarchen kurven mit ihren Bentleys und Maseratis durch die Gegend.

Bei Chanel diskutieren zwei Schweizerinnen, ob der Preis von 4700 Franken für einen Pullover nicht doch «jenseits» sei, aber als man das viele Russisch hört, das hier gesprochen wird, ist man überzeugt: Auch diese Pullover finden ihre Kunden.

Sophie Anache-Strobel, die Pariserin, die seit acht Jahren Directrice de Magasin bei Hermès ist (vorher war sie bei Dior), auf die Frage, wie der Verkauf an diesem Spring-Tastings-Abend läuft: «Das ist heute Abend nicht wichtig. Heute geht es darum, unseren Kunden eine Freude zu bereiten und den Abend zu geniessen.»

Gut gesagt, genauso hat man es empfunden. Nur schade, dass man nicht alle 33 Boutiquen besuchen konnte, die Zeit verflog zu schnell. Der Abend begann um 18.30 Uhr, um 21.30 Uhr war die Party vorbei. Eine superattraktive Französin, die auf hohen Absätzen im Gucci-Kostüm mit einer Freundin unterwegs war: «So schade. Jetzt haben wir uns alle so schön gemacht, und schon müssen wir nach Hause.»

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Der Goldjunge zweifelte. War er der Aufgabe gewachsen? Sie war schon ein besonders garsig' Weib. Doch sollte sie Wort halten und ihn danach zur Richtigen führen – was konnte er verlieren? Sie kamen überein.

Beschwerlich waren die ersten Tage. Der Goldjunge fühlte sich wie ein Prinz, der Drachen töten muss, um zur Prinzessin vorzudringen. Nur wähnte er sich in einem Schauer-märchen, und der grösste Drache war die «Prinzessin» selbst. Vergass er den Einkauf, während sie den Boden wischte, oder gelang es ihm nicht, zärtlich zu sein, so spie sie Feuer, und er bangte um sein Leben.

Wie nur sollte er im Angesicht des Monsters Zuneigung heucheln? Es gab nur einen Weg: Er musste zuerst sich selbst täuschen. Also suchte er mit aller Kraft das Gute in der Hexe. Lag in ihrem brüchigen Haar nicht eine kostbare Feinheit? Versteckte sich in ihrem schie-

fen Grinsen nicht die Fröhlichkeit des frechen Mädchens? Derart selbstverblendet, gelang es ihm, die alte Hexe zu behandeln wie ein delikates Blümchen. Nur in seinem stillen Kämmerlein legte er die rosa Brille ab. Bis er es einmal vergass. Und sie ihm fehlte. Veränderte sie sich nicht wirklich? Das Hündische an ihr war der Geschmeidigkeit einer Katze gewichen. Als er so von ihr träumte, fasste er sich erschrocken an den Bauch. War er mit diesem Ranzen gut genug für sie?

Eines Abends wagten die beiden ein Tänzchen. Da verjüngte sich die Hex' in seinen Händen vollends im Minutentakt. Sie lachte. Und er fühlte Glück. «Ist das der Preis, den du versprachst?», fragte er. «Jawohl», sagte die Durchtriebene und drückte ihre Nase, die ihm nun gar nicht mehr so dick erschien, gegen seine.



Unten durch

Dschingis Khan

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du konntest schon als kleiner Junge mit Fussball nichts anfangen. Aber als Bub hatte man keine Wahl: Man musste Fussball spielen, ausser bei ganz schlechtem Wetter. Als dein Vater einmal sagte, Luzern sei ein Regenloch, hast du ihn angefeht, mit der Familie dorthin zu ziehen. Aber er war ein harter, liebloser Mensch: Er kaufte dir ein wasserdichtes Trikot mit der Nummer elf auf dem Rücken. Das war der reinste Hohn, denn für dich hätte man die Nummer null einführen müssen. Als Stürmer warst du ein Lahmarsch, als Libero eine absolute Pfeife und als Torwart ein Spezialist für Eigentore. Aber als Schiedsrichter hielten die anderen Buben dich für geeignet, weil du als Einziger wusstest, was ein «Abseits» ist und dass «direkter Freistoss» nicht bedeutet, einem gegnerischen Spieler die Zähne auszuschlagen. Die Fussballregeln hast du mal an einem Regentag auswendig gelernt in der Hoffnung, dass du dann verstehst, warum die anderen Buben so verrückt waren nach diesem Spiel.

Als du siebzehn wurdest, hast du den Fussball dann vorübergehend doch noch schätzen gelernt, und zwar als deinen natürlichen Verbündeten bei der Fortpflanzung. Die anderen Jungs waren ja an den Wochenenden völlig eingesponnen in das dichte Netz der zahllosen Meisterschaftsspiele, die epidemisch im ganzen Land stattfanden. Tausende von Fussballfeldern, vom kleinen Gemeindefussballplatz bis zum Hallenstadion, zogen die Jungs magnetisch an. Eine Stunde vor dem Anpfiff hörte landesweit das Rumgeschmuse, das Petting und das Deflorieren mittendrin auf, und beim Anpfiff lagen die Mädchen allein und frustriert in ihren Betten mit der Herzchen-Bettwäsche. Manchmal warst du in deinem Dorf am Samstag der einzige junge Mann, der nicht dem Ball nachrannte oder nicht vor dem Fernseher zusah, wie andere dem Ball nachrannten. Die alleingelassenen Mädchen warteten sehnsüchtig auf einen, der sich mit ihren Bällen beschäftigte, und bei Gott, das konntest du wie ein Weltmeister! Während deine Kumpel stehend auf dem Rasen schwitzten, hast du liegend auf dem Rasen geschwitzt. Während sie orgiastisch «Tor!!!» riefen, hast du

>>> Fortsetzung auf Seite 62

im schönsten Moment «Huaaaah!!!» gerufen. Während ihnen ein hässlicher Trainer auf die Schulter klopfte, haben hübsche Mädchen dein Haar gekraut und geflüstert: «Du stöhnst wie ein Löwe!» In der Schweiz laufen drei unehelich gezeugte Kinder von dir rum, die nicht auf die Welt gekommen wären, wenn du dich für Fussball interessiert hättest. Es ist ein bisschen wie bei Dschingis Khan: Es würde heutzutage nicht jeder zehnte Asiate von ihm abstammen, wenn er sich für lyrische Dichtung interessiert hätte.

Aber seit einigen Jahren profitierst du von dieser fruchtbaren Seite des Fussballs nicht mehr. Denn seit es Public Viewing gibt, begeistern sich immer mehr Frauen für dieses Spiel. Im Stadion ist Fussball rau und martialisch, aber beim Public Viewing kann man in einem zitronengelben kurzen Sommerkleid und mit einem farblich dazu passenden Smoothie in der Hand «mitfiebern», ohne gleich eine Feuerwerksrakete in den Rücken geschossen zu kriegen. Wenn du mit Dschingis Khan mithalten willst, musst du dir jetzt eine Frau suchen, die sich immer noch nicht für Fussball interessiert und die es auch nicht toll findet, ganz offen zuzugeben, dass ihr schwarzhäarige, gutgebaute Männer in kurzen Hosen gefallen. Das Problem ist, dass alle Frauen, die behaupten, ihnen würden hübsche Männer in kurzen Hosen nicht gefallen, lügen. Sollst du jetzt in dein Suchprofil bei Parship schreiben: «Haarfarbe egal, aber es muss eine Lügnerin sein»? Oder anders gefragt: Willst du eine Frau, die, während die ganze Welt einem knackarschigen Argentinier beim 50-Meter-Dribbling zuschaut, mit dir darüber diskutiert, ob sie lügt oder die Wahrheit sagt, wenn sie sagt: «Ich lüge immer»? Was will ich? – Das ist die grosse Frage beim Fussball.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Zyperns weisse Renaissance

Von Peter Rüedi

Des einen Ul, des andern Nachtigall: Der Schweizer Weinhandel ist von einer Dichte, die weltweit einmalig ist. Das ist das Pech derjenigen, die in unserem Land mit Wein geschäften, und das Glück ihrer Kundschaft. Kaum woanders lässt sich, das nötige Kleingeld vorausgesetzt, so ziemlich alles finden, was das Herz begehrt. Ein Château d'Yquem aus dem Jahr 1870? Kein Problem, beim Spezialisten Magnin in Cully (Preis auf Anfrage). Ein legendärer Château Rayas aus dem an der Rhone exzellenten Jahr 1990? Granchâteaux SA in 1093 La Conversion hat ihn, für Fr. 1495.80. Aber nicht nur wer nach Antiquitäten sucht, wird in der Schweiz fündig, auch Exoten haben ihre respektiven Nischenanbieter, die ihrer Kundschaft im Notfall sogar beibringen, wie sich die Weine aussprechen, die sie (die Kunden) möglicherweise noch gar nicht kennen, aber fortan nicht mehr missen möchten. So finden sich im Katalog von Bernhard Furler in MuttENZ (Paphos-Weine) mehrere Varianten des wun-

derbaren Rotweins aus der autochthonen Sorte Maratheftiko.

Furler ist ein Spezialist für den Import von Weinen aus Zypern, mit einer Leidenschaft, bei der zuweilen durchaus etwas diskret Missionarisches mitschwingt. Ihm verdanke ich über die Jahre mehr als einen Hinweis auf Weine, unter denen sich ein Nichtzypriot so schwer etwas vorstellen kann wie ein «Üsserschwiizer» unter einem Lafnetscha. Dabei hatte die Mittelmeerinsel eine lange und ruhmreiche Weinbautradition im Mittelalter und in der frühen Neuzeit dank der einstmals berühmten Süssweine; dann wieder, nach der alkoholfreien, der schrecklichen Zeit der osmanischen Herrschaft (1571–1878), durch den in Grossbritannien beliebten «Zypern-Sherry». Grossabnehmer für Massenweine aus Zypern wurden dann osteuropäische Staaten – eher weniger die Kundschaft für bourgeoise Finesse. Die Qualitätsproduktion in Zypern setzte mit dem Einbruch beider Märkte ein, parallel zum Aufblühen vieler kleiner Betriebe, welche die alten, meist wurzelechten Sorten wiederentdeckten.

Ein solcher kleiner und feiner Musterbetrieb ist die Winery der Familie Zambartas: ganze drei Hektaren eigene Rebberge und zwei gepachtete. Hier ist ihr Basiswein aus der weissen Xynisteri heiss empfohlen. Ein wunderbar eigenständiger, frischer, würziger Wein mit Zitrus-, Grapefruit- und Apfelaromen, mit, nach Wolfgang Beiss, Nuancen von Stachelbeere und «frischgemähtem Heu». Jedenfalls ein helles Vergnügen, auch dank der gesunden Säure. Es gibt mehr Weinfreuden zwischen Himmel und Erde, als unsere Weinbibeln es sich träumen lassen.

Zambartas Winery Xynisteri 2017. 13%. Paphos-Weine, MuttENZ. Fr. 17.-. www.paphosweine.ch; info@paphosweine.ch



Salz & Pfeffer

Inmitten von Aargauer Burgen

Von Andreas Honegger

Gewissermassen im Fadenkreuz der wichtigen Aargauer Burgen – nämlich Schloss Lenzburg, Wildegg und Habsburg – liegt Brunegg, dessen Schloss uns durch den

Historiker Jean Rudolf von Salis und den traurigen Abgang Hermann Burgers von der Literaturszene der Schweiz bekannt ist. In der Gemeinde zu Füssen des Burghügels liegt der Landgasthof «Zu den drei Sternen», ein einladendes Romantikhôtel, das offensichtlich im kulinarischen Leben der Region eine bedeutende Rolle spielt. Die drei Sterne hat nicht der französische Pneumafabrikant dem Haus verliehen. Das Haus ist aber im roten Führer aufgelistet, mit dem Hinweis, dass den «Drei Sternen» eine 700-jährige Geschichte zugrunde liege.

Das beste Restaurant des Hauses nennt sich «Gourmet», und so präsentiert sich auch die Karte. Saisongemäss hatten wir prächtige Spargeln, mit einer Hollandaise, die etwas nach Béarnaise schmeckte. Ein gebratener Wolfsbarsch auf grünen Spargeln war perfekt gelungen, das Kalbgeschnetzelte mit Champignons und Schnittlauchrahm war in Ordnung (Fr. 44.-). Im Verbindungsgang zwischen den Restaurants

und Sälen war ein Gratulationsschreiben der Kochlegende Rosa Tschudi an die Wirtsleute Elisabeth und Ernst Müller aufgehängt, aber wie die gebackenen Egli (Fr. 42.50), die wir bestellt hatten, zeigten, hat die Spitzenköchin ihr Rezept für den feinen Ausbackteig leider nicht im Gasthof «Zu den drei Sternen» hinterlassen. Dem Frühling zuliebe zielten wir an den Klassikern des Hauses, etwa dem Rindsfilet, dem Perlhuhn aus dem Ofen und dem Berglamm aus Poschiavo, vorbei. Wir haben jedoch einen alten Freund wiedergetroffen, der offensichtlich wusste, was man bestellen muss, und dessen Präsenz dem Haus sicher ein gutes Zeugnis ausstellt. Wir sind sicher, dass sich die Reise ins Herz des Habsburger Aargaus lohnt.

Landgasthof zu den drei Sternen, Hauptstrasse 3, 5505 Brunegg, Tel. 062 887 27 27



Auto

Ruhe bitte!

Die Welt ist ein wunderbarer Ort. Der neue Rolls-Royce Phantom begleitet einen in ein perfektes Paralleluniversum. *Von David Schnapp*

Es gibt für mich eigentlich keinen Grund, nicht Auto zu fahren. Nicht einmal das rotgrüne «Zone-30-Ballenberg»-Zürich konnte mir bisher die Freude am Fahren nehmen. Neben möglichen schweren gesundheitlichen Beeinträchtigungen gibt es nur eine Situation, in der ich nicht dringend selber das Steuer in die Hände nehmen möchte: wenn mir ein Fahrer mit einem Rolls-Royce zur Verfügung steht.

Nun ist es natürlich so, dass in der Einkommensklasse der Journalisten diese Situation selten entsteht, kürzlich aber war ich eingeladen, den neuen Phantom in München kennenzulernen. Bevor ich selber ans Steuer durfte, wurde mir die hintere Portaltüre von einem jungen Mann im schwarzen Anzug aufgehalten. Der Phantom in royaalem Blau stand dank Sondergenehmigung mitten in der Fussgängerzone am Mariannenplatz, wo – nur für kurze Zeit – Touristenhorden und schlechte Gerüche meinen Grundoptimismus über die Welt als wunderbaren Ort in Frage stellten. Allein der Schliessmechanismus der vermutlich mehrere hundert Kilogramm schweren Rolls-Türen ist ein Ausrufezeichen wert! Lautlos, bis auf ein

leises Knacken, verlässt man diese Welt aus Lärm und betritt ein Paralleluniversum der erhabenen Stille. Sogar der traditionelle, 6,75 Liter grosse V12-Motor mit Biturbo-Aufladung ist so leise, dass einem selbst das Blinkergeräusch irgendwann störend vorkommt.

In Leder und Ruhe gebettet, fuhr ich durch die bayrische Landeshauptstadt, die Füsse lagen auf einer verstellbaren lederbezogenen Auflage, während die Massagesitze den müden Rücken auffrischten. Seit 1925 wird der Phantom gebaut, kein Automodell existiert länger, die nun achte Generation basiert auf einer «Architektur des Luxus», wie man es bei Rolls-Royce ausdrückt. Die Kombination aus einer extrem verwindungssteifen Aluminiumstruktur, der formidablen Luftfederung und besonders grossen, weichen Reifen garantiert das unvergleichliche Fahrgefühl wie auf einem fliegenden Teppich, «the magic carpet ride», wie man bei Rolls-Royce zu sagen pflegt.

Zum luxuriösen Angebot gehört jetzt die «Gallery», ein kleiner Ausstellungsraum hinter einer Glasscheibe am Armaturenbrett. Dort lassen sich in wochenlanger Handarbeit ge-

fertigte Porzellankunstwerke der Manufaktur Nymphenburg anbringen. Die englischen Rosen strahlen eine filigrane Eleganz aus und sind mit derselben handwerklichen Hingabe und Präzision gefertigt wie das ganze Auto.

In der pittoresken, bäuerlichen Landschaft um Starnberger See und Ammersee verliess ich meinen Platz in der Surrealität hinten rechts und setzte mich ans Steuer. Schon der letzte Phantom war, gemessen an seinen königlichen Dimensionen, ein Wunder an Automobiltechnik. Irgendwie scheint es aber den Ingenieuren gelungen zu sein, dieses Gefühl der mühelosen Fortbewegung noch zu steigern. Der mächtige Wagen lässt sich mit beschwingter Leichtigkeit steuern und bewegen, die nicht vergleichbar ist mit irgendeinem anderen mir bekannten motorbetriebenen Fahrzeug. Wenn der mächtige Bug sich beim Druck aufs Gaspedal hebt und beim Betätigen der beeindruckenden Bremsen leicht einsinkt, erinnert der Phantom eher an ein Schiff als an ein Auto.

Die einzige Schwierigkeit mit dem Rolls-Royce, wenn man in der Einkommensklasse der Journalisten zu Hause ist, stellt der Übergang von diesem perfekten Paralleluniversum in die andere Welt, so schön sie auch sein mag, dar. Aber ich gebe zu: Das ist ein Luxusproblem.

Rolls-Royce Phantom: Leistung: 571 PS/420 kW, Hubraum: 6749 ccm. Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h. Beschleunigung 0–100 km/h: 5,3 s. Verbrauch (EU-Norm): 13,9 l/100 km. Preis: ab Fr. 500 000.–

Schön, schrecklich, intellektuell

Susan Sontag oder Brigitte Bardot? Die zwei anziehendsten Role-Models des 20. Jahrhunderts schrieben beide Geschichte: die eine mit ihren provokanten Kurven, die andere mit ihrem provozierenden Geist. Von Dagmar Just

Beide gehören zur glorreichen Generation der um 1930 Geborenen, gemeinsam mit Elvis Presley und Umberto Eco, Jasper Johns, Jean-Luc Godard, Karl Lagerfeld, Niki de Saint Phalle und Yoko Ono. Zu jung, um noch an den Krieg verfüttert zu werden, werfen sie sich ins Nachkriegsleben und verändern es gründlicher, als die selbstverliebten 68er es heute zugeben. Susan Sontag wächst als unglückliches Wunderkind in der amerikanischen Provinz auf. Sagte sie selbst. Die ersten zwei Schuljahre darf sie überspringen. Doch ihr Vater stirbt früh, die Mutter versinkt abwechselnd in Alkohol oder Depressionen, und der Stiefvater erklärt ihr immer nur, dass sie nie einen Mann finden werde, wenn sie so viel lese. Literatur aber ist ihr Trost und ihre Droge: «Ich habe beim Lesen immer das Gefühl zu essen.» Als die Familie 1946 nach Los Angeles zieht, beschliesst die Dreizehnjährige, dem Sumpf, für den sie das alles hält, durch Berühmtwerden zu enttrinnen. Darum lädt sie sich zur gleichen Zeit, als die kleine Französin Brigitte Bardot modelt und tanzt, zum Tee bei ihrem Idol Thomas Mann ein. Und legt lange Listen mit all den Fremdwörtern an, auf die sie in den Zeitschriften der tonangebenden New Yorker Intellektuellen stösst und die sie verstehen will. Denn dort will sie dazugehören.

«Lesbische Professorin»

Mit sechzehn beginnt sie, Philosophie zu studieren. Mit siebzehn heiratet sie ihren Soziologieprofessor. Mit neunzehn kriegt sie ein Kind. Mit zwanzig wechselt sie zu Literatur und Religionsphilosophie. Mit 25 hat sie den Master und ein Promotionsstipendium für Europa in der Tasche. Im quirligen Paris des Jahres 1958 trifft sie wieder zwei Entscheidungen: Sie wird ihre akademische Karriere beenden und ihre Ehe. Da ihr Mann viele Kinder will und sie viele Bücher und da sie jetzt eine Frau liebt, reicht sie die Scheidung ein und zieht mit ihrem Kind trotz allen Schlammschlachten – «Lesbische Religionsprofessorin erhält Sorgerecht» – nach New York. Anfangs leben die beiden mehr schlecht als recht von ihren Lehraufträgen. In den Ferien schreibt sie aber schon an ihrem Roman, und

noch bevor er fertig ist, steht sie beim besten New Yorker Verlag, Farrar, Straus und Giroux, unter Vertrag. Und sie hat einen neuen Freund: Roger Straus, den berühmten Verleger. Dieser bewundert, ermutigt, fördert, beschützt sie. Öffnet ihr die Türen zur High Society und den Intellektuellenzirkeln von New York. Und inszeniert ihren Eintritt in die Literatur wie der Filmregisseur Roger Vadim von «Immer lockt das Weib» denjenigen Brigitte Bardots in den Film.

Straus macht ihren Debütroman – der heute als «originell, stilsicher, aber inhaltlich unverständlich» gilt – zum Spitzentitel der Herbstsaison 1963. Er sorgt für glänzende Vorabrezensionen einflussreicher Kritiker, allen voran Hannah Arendt. Er schickt gar John F. Kennedy ein Exemplar mit dem Hinweis, dass dies eines der besten Bücher der letzten fünfzehn Jahre sei. Und er lässt auf die Rückseite des Buchs statt der üblichen Elogen das ganzseitige Foto einer spektakulär schönen jungen Frau «im zeitgemässen Designeroutfit» drucken, die «wie ein Model aus einem Hochglanzmagazin» wirkt: Susan Sontag.



Sex-Sekundantin: Brigitte Bardot.

Die Avantgarde-Autorin als attraktive Mischung aus Beatnik und Bond-Girl – das gab es noch nie. Das sprengt alle Klischees, bringt eine Idee von Glamour und Romantik in die «männlich-trockene Intellektuellenwelt» und wird ihr Markenzeichen. Henri Cartier-Bresson, Andy Warhol und Richard Avedon, Robert Mapplethorpe und Annie Leibovitz werden sie fortan im Liegen, Sitzen, Stehen mit und ohne Sohn, am Schreibtisch, im Bett oder in

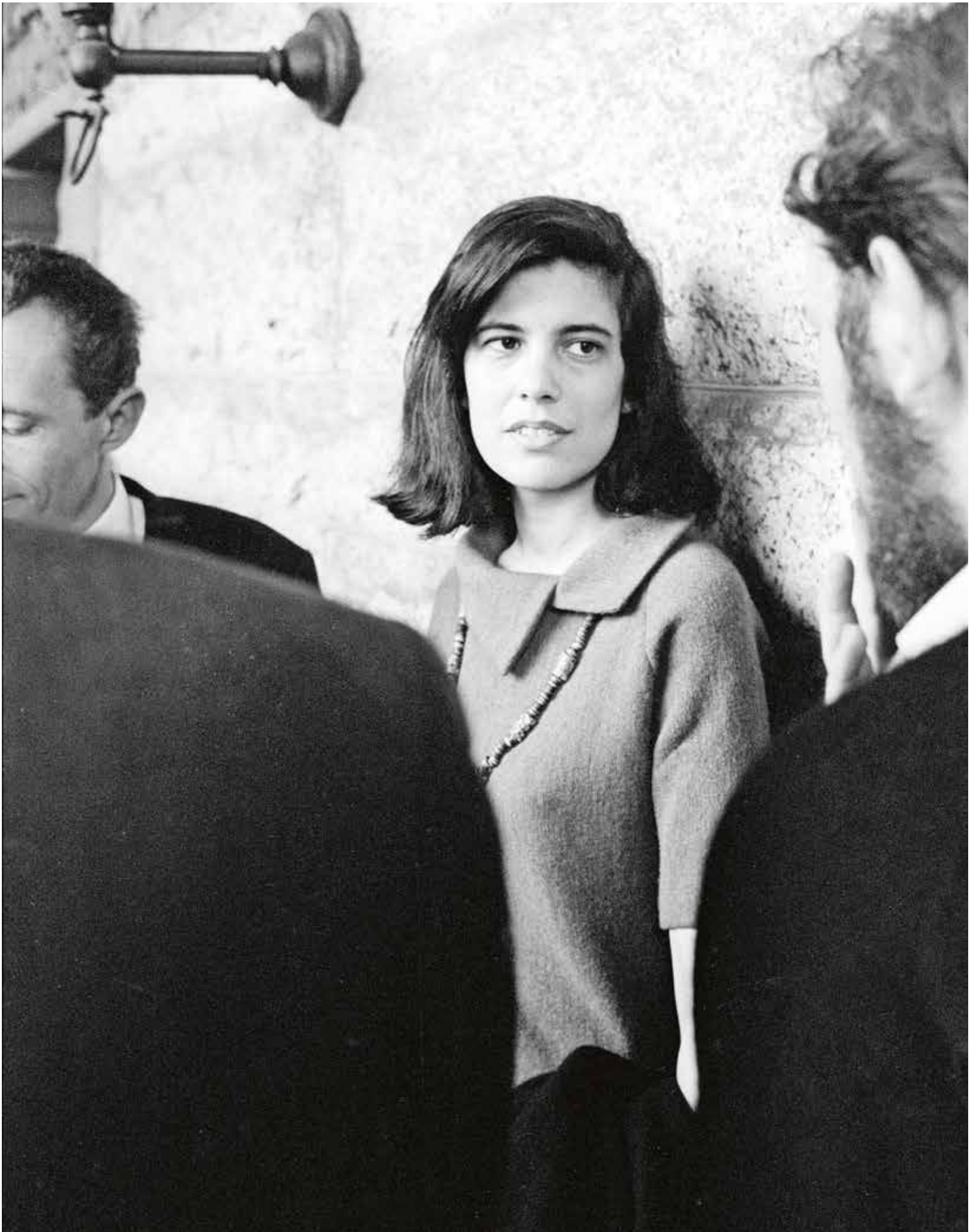
Rom fotografieren und ihren Aufstieg zum «intellektuellen It-Girl» und zur «dark lady of American letters» mitlancieren. Wie die Fotos der BB in den 50er und 60er Jahren deren Karriere zum Sexsymbol sekundieren. Am Ende wird sie eine Pop-Ikone sein, von der selbst die Monster im Horrorfilm «Gremlins» träumen: «Was wir wollen? Wir wollen Zivilisation! Wir wollen Susan Sontag!» Mehr teilt sie mit Brigitte Bardot nicht.

Am Ende wird sie vier umstrittene Romane, zwei erfolglose Filmskripts, ein «relativ obsku-

res Theaterstück» und zwei Dutzend grandiose Essays geschrieben haben. Brilliant, provozierend und originell wird sie darin den Zeitgeist eingefangen, Trends entdeckt und selbst gesetzt sowie grosse Debatten ausgelöst und befeuert haben: «Die interessantesten Ideen sind ketzerisch.» Wie niemand sonst wird sie Europas Hochkultur der amerikanischen Mittelklasse schmackhaft gemacht und den Europäern die Kunst Amerikas erklärt haben.

Als hätte sie sieben Leben

Mit der Popularität, die ihr das beschert hat, wird sie sich in hochumstrittene politische Aktionen gestürzt haben, die ihr Preise und Prügel, Hohn, Bewunderung und Morddrohungen eingetragen haben. Die Linken brechen mit ihr, als sie angesichts des Kriegsrechts in Polen vom Kommunismus als «Faschismus mit menschlichem Gesicht» spricht. Die Rechten wollen ihr nach ihrem ersten Statement zu 9/11 die Staatsbürgerschaft entziehen oder sie gleich lynchen. Und das Feuilleton verspottet sie als Medien-Virtuosin, die vor allem sich selbst in den «Trümmern des belagerten Sarajevo» inszeniere, während sie offiziell Becketts «Warten auf Godot» inszeniere. Man wird ihr alles Mögliche vorgeworfen haben: Frankophilie und Trendhascherei, Aktionismus, Antikommunismus, Antiamerikanismus, Diventum und Machtspiele, ihr erotisches Verhältnis zum Ruhm, ihr «exaltiertes Ideal vom Autor als Autorität und Propheten» und ihre Selbststilisierung zum Weltgewissen. Sie wird einfach immer nur weitermachen und vor aller Augen Männer und Frauen lieben, Geist und Sex, The Doors und Dostojewski. Und als hätte sie sieben Leben, wird sie sich dabei in immer neue Widersprüche verstricken: «Es wäre furchtbar, wenn ich das Gefühl hätte, mit allem übereinzustimmen, was ich bisher gesagt und geschrieben habe, das würde mich mehr als alles andere beunruhigen, denn es hiesse, dass ich aufgehört hätte, zu denken.» Nebenbei wird sie zweimal dem sicheren Kriebstod von der Schippe springen: «Drei Gründe, um am Leben zu bleiben: mehr erfahren, mehr erleben, mehr wissen!» Erst nachdem er sie zum dritten Mal befallen hat, stirbt sie: am 28. Dezember 2004, sieben Monate nach Roger Straus, ihrem Verleger. «Die einzig interessante Handlung im Leben ist es, ein Wunder zu vollbringen oder daran zu scheitern... Sie wissen schon, eine stehengebliebene Uhr zeigt ja auch zweimal am Tag die richtige Zeit an.»



The Doors und Dostojewski: Intellektuellen-Ikone Susan Sontag.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seinen inneren Bedürfnissen wie Niesen, Husten oder Rülpsen freien Lauf lassen? In einer Ärztezeitschrift habe ich gelesen, dass das Unterdrücken derselben zu Stauungen in den Adern oder Venen führen kann. Soll ich nun riskieren, bei einer Einladung zum Essen die Gastgeber zu brüskieren, oder halte ich mich anstandshalber besser zurück – wenn auch auf Kosten meiner Gesundheit?

Rolf Spoerri, Bern

Das haben Sie wahrscheinlich in einer Alternativmedizin-Zeitschrift gelesen. Sollten Sie bei Chinesen eingeladen sein, dürfen sie rülpsen. Bei allen anderen Gastgebern sollten Sie Anstand wahren. Schliesslich wird man krank, da man bei uns nicht nur von Hypochondern wie Ihnen angehustet und angeniest wird.

Beda Stadler

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Endlich wieder einmal ein Bundesrat, der in dieser Angelegenheit eine mutige Aussage wagt.» *Robert Krauthammer*

Wichtiguerisch und geschwätzig

Nr. 21 – «Katzenmusik»;
Editorial von Roger Köppel

Das Bild von Ignazio Cassis hätte dem Text über diesen nicht besser entsprechen können: «wichtiguerische Geschwätzigkeit».

Markus M. Ronner, Küsnacht

Die UNRWA wurde als Hilfsorganisation für die Palästinenser gegründet. Inzwischen ist sie zu einer antiisraelischen Institution verkommen. Die internationalen Hilfsgelder werden von ihr intransparent verwaltet und geraten auch in die Hände von Terroristen. Es ist bekannt, dass sie Schulbücher für die Kinder im Gazastreifen finanziert und verteilt mit Texten, die unverhüllt den Hass gegen Juden und den Staat Israel schüren. Ein Skandal! Die berechtigte Kritik unseres Aussenministers an einer internationalen Organisation der Uno, die Spendengelder – auch unserer Steuerzahler – zu Propagandazwecken zweckentfremdet, ist kein Verstoß gegen unsere Neutralität, sondern ein notwendiger, mutiger Akt zugunsten der Wahrheit. Auf Lügen kann man keinen Frieden aufbauen.

Alexander von Wyttenbach, per E-Mail

Die Millionen der Schweiz an das Hilfswerk der Vereinten Nationen für Palästina-Flüchtlinge im Nahen Osten fließen zum grossen Teil in terroristische Aktivitäten und an den Abbas-Clan, der sich schamlos bereichert. Das Volk hat praktisch nichts davon. Weiter werden Zivilisten, Frauen und Kinder gezwungen, an der Südgrenze zu Israel als Schutzschild herzuhalten. Das palästinensische Volk wird von der eigenen Regierung missbraucht! Herr Trump hat gut recherchiert und folgerichtig mit den Zahlungen ausgesetzt.

Otto Zingg, Pfungen

Endlich wieder einmal ein Bundesrat, der in dieser Angelegenheit eine mutige Aussage wagt. Der Unterschied zwischen syrischen und palästinensischen Flüchtlingen ist der, dass die syrischen Flüchtlinge aus der Jetztzeit stammen – eine Rückkehr ist möglich und nötig –, während die palästinensischen sich einem Zeitraum von siebenzig Jahren verdanken (drei Generationen von Menschen, denen die islamischen Brudervölker die Integration versagt haben). Und wie, liebe Besserwisser, wollt ihr fünf Millionen durch Hass indoktrinierte Menschen in Judäa und Samaria unterbringen?

Robert Krauthammer, Wädenswil

Etwas anderes bereits am Köcheln

Nr. 21 – «Schweiz in der Klemme»;
Katharina Fontana über den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte

Geschieht «uns» recht! Das musste ja mal so kommen – wenn man überall dabei sein und Musterschüler spielen will. Dabei kann man in der *Weltwoche* immer wieder und gerade auch in dieser Ausgabe erfahren, wie wertvoll die aus Neutralität und überlegter Zurückhaltung in aussenpolitischen Gebärden gewonnene Souveränität sein könnte! Das «mehreren Herren dienen» ist gutgemeint; aber wehe, wenn die dann unterschiedliche Befehle ausgeben. Nun, diese Suppe wird wohl irgendwie ausgelöffelt werden. Was mich mehr beschäftigt: In Bern ist bereits wieder etwas anderes am Köcheln. Ich denke da an die bevorstehenden EU-Kapriolen und die damit verbundenen Fallstricke. Aber man könnte schlechte Verträge und Abmachungen ja auch kündigen – sich ein Beispiel an Donald Trump nehmen, statt ihn dauernd als Idioten zu betrachten! So etwas Dilettantisches wie ein Vertrag mit Guillotine-Klausel würde dann eher der Geschichte angehören.

Arno Müller, Kappel

Noch nicht im digitalen Zeitalter

Nr. 21 – «Anti-Roboter Egger»;
Kolumne von Peter Bodenmann

Peter Bodenmann betitelte mich als «Anti-Roboter Egger» und notorischen Feind des technischen Fortschrittes. Gerne hätte ich ihm meine Replik über moderne Kommunikationskanäle wie Facebook und Twitter gegeben. Doch leider scheint er noch nicht im digitalen Zeitalter angekommen zu sein. Mit ein bisschen digitaler Recherche wüsste er zudem, dass für die Raclette-Herstellung nicht der Einsatz von Melkrobotern, sondern nur das kontinuierliche Melken verboten ist. Er wüsste, dass ich mich im Parlament für den Ausbau der 5G-Netze einsetze und beruflich ein alpenweites Projekt für die Digitalisierung von Bergdörfern leite («Smart villages»). Aber um solche Fakten kümmert sich ein Peter Bodenmann natürlich nicht.

Thomas Egger, Nationalrat CSPO, Visp

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

	1	2	3	4	5		6	7		8	9		10
11							12				13		14
15						15		17					
		18					19				20		
21	22			23					24		25		
26			27		28			29		30			
31					32					33			
	35			36			37						38
39		40			41	42				43	44	45	
46	47							48	49				
50								51					
52					53					54			



Lösungswort — Wenn Engel Pflanzen giessen
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Der Online-Händler, fast schon eine mythische sie. 6 Noch, sagt der Brite, und der Deutsche wird dabei ruhig. 11 Er ist in Sachen Geld zurückhaltend. 12 Bei ihr geht's kurz gesagt um Menschen- und Arbeitsrechte. 13 Sie als verknappter europäischer Fussball. 15 Schweizer Kabarettistin – eine Legende. 17 Man sucht sie meist zu stopfen. 18 Konstantinopel? Das war einmal. 20 Zwei Begriffe der chinesischen Philosophie – einer reicht. 21 Solche Ringe sind Teil von ihr. 23 Etwa in der Mitte von, sagt der Romand. 25 Für Edith Piaf war es nicht nur „en rose“. 26 Der „big“ ist längst vorbei. 28 Na - das fehlt für die Jagdgöttin. 29 Bei ihnen hilft vor allem drücken und ziehen. 31 Sommer ist bei ihr eigentlich immer. 32 Schisandra-Tee, als jener Tea aus Korea wirklich exotisch. 34 Ein Dr. ... nat. oder ... med. 35 Verspricht Sicherheit. 37 Unsere Zitrone kommt dem Mexikaner spanisch vor. 40 So dann in seinen Möglichkeiten verwirklicht. 43 Man mag dabei an Benzin denken. 46 Sie erzeugen Sach- und teils Seelenschäden. 48 Deutscher Fluss weit im Norden. 50 Bei ihr sollte man wohl vom Gas runter. 51 Kann eine (wichtige) Einzelheit sein, muss aber nicht. 52 So bereitet das Spiel zusätzlich Kopfzerbrechen. 53 Quecksilbrig, aber ganz und gar ungiftig. 54 Sie weist auf Distanz hin.

© Fritz Müller - Rätsel Factory

Senkrecht — 1 Höchster Berg auf den Philippinen. 2 Kleines rotes Insekt und oft Glückssymbol. 3 Jener griechische Gott war bei allen verhasst. 4 Auch Flüchtlinge sind dafür dankbar. 5 Paladino kommt in Haydns Oper mit ihm. 6 Muss ja nicht immer servus sein. 7 Hilfsmittel für Amis. 8 Die ‚in the sky with diamonds‘ – ein Evergreen. 9 Wo der fünfgrößte Hafen Europas liegt. 10 Jene zwischen Selbstkosten und Verkaufspreis. 11 Ihr fehlt noch ein bisschen zum perfekten Karrieremacher. 14 Begriff, passte zur Irischen Unabhängigkeit. 16 Ja, da ist man sich schon sehr nah, und mehr. 19 Jenem Lehrer verdanken gerade Blinde sehr viel. 22 Manche haben ihn zu voll um Danke zu sagen. 24 Beim Duzismachen kommt oft das heraus. 27 Populär, angesagt und gar begehrt. 29 Da geht's um Betriebsamkeit und wohl auch Lärm. 30 Dieser Ernst ist vor allem in der Romandie bekannt. 33 Mit Sander dann modisch. 36 Erfahrener Bodendecker in freier Natur. 38 Menschen wohl, archaisch, ohne soziale Ordnung. 39 Dort werden seit 1916 in Basel Waren feilgeboten. 41 Der Anatom spricht bei einer Elle von ihr. 42 Ort und Schloss bei Winterthur. 44 Ob Mensch oder Tier: allseits bekannt. 45 Hegen und pflegen tut er in Sonne und Regen. 47 Auf immer und ewig abschlägig. 49 Der Lichtschutzfaktor fällt hier knapp aus. 51 Upload, gewusst wie, dann mal so.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 569

L	I	F	A	R	A	H	H	O	S	E	N		
I	R	R	E	R	E	G	O	N	B	A	L	U	
T	U	E	R	A	N	G	E	L	B	O	R	I	S
H	E	N	N	E	A	R	E	S	L	A	O	S	
P	E	S	E	L	E	A	U	T					
B	E	R	S	E	T	C	I	L	S	E	D		
E	L	A	T	H	A	E	H	N	E	R	S	I	
D	E	F	W	O	N	N	E	S	L	O	O	P	
A	G	U	A	S	I	T	I	N	A	B	I	S	
R	A	M	M	E	M	M	E	S	S	E	R		
F	R	E	I	B	E	U	T	E	R	U	R	E	A
E	N	D	E	S				V	E	R	N	E	

Waagrecht — 3 FARAH 7 HOSEN 12 IRRER
 15 EGON 16 BALU (blau) 17 TUERANGEL
 18 BORIS 19 HENNE 20 ARES 22 LAOS
 23 ESEL 25 EAU (franz. f. Wasser) 27 BERSET
 30 ILSE 33 ELAT 34 HAEHNE 37 RSI 39 WONNE
 40 SLOOP 42 AGUA (span. f. Wasser) 45 SITIN (Sit-in) 47 (K-) ABIS 48 RAMME 50 MESSER
 51 FREIBEUTER 52 UREA 53 ENDE
 54 VERNE

Senkrecht — 1 LITH 2 IREN (rein) 3 FRAESE
 4 REGAL (Lager) 5 AGER (Rega) 6 HOLE (engl. für Loch, Drecknest; in Norwegen eine politische Einheit) 8 OBOLUS 9 SARA 10 ELIOT
 11 NUSS 13 RUEPEL 14 ERNEST 21 SEIN
 24 ETHOS 26 ALES (sale, engl. f. Ausverkauf)
 27 BEDARF 28 RAEUMEN 29 CENT
 31 EROBERN 32 DIPS 35 ANIMUS 36 HEIME
 38 SOIREE 41 LASUR 43 GARE (franz. f. Bahnhof) 44 AMID 46 NERV 49 EBE

Lösungswort — **LESERATTEN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



Kalpagraphe Chronomètre
Bis ins kleinste Detail
in der Schweiz hergestellt
parmigiani.com

PARMIGIANI
FLEURIER



Welche, wenn nicht diese?

ASCONA Gioielli-Orologi Herschmann | BASEL Gübelin | BERN Gübelin | INTERLAKEN Kirchhofer | KLOSTERS Maissen
LUGANO Gübelin | LUZERN Gübelin, Les Ambassadeurs | ST. GALLEN Labhart-Chronometrie | ST. MORITZ Gübelin
ZERMATT Haute Horlogerie Schindler | ZUG Lohri | ZÜRICH Gübelin, Les Ambassadeurs